

so das wird man ja wohl noch sagen dürfen solange ich nicht davon betroffen bin ist es mir egal normal finde ich das nicht das sagt man doch so man muss nicht alles auf die Goldwaage legen warum darf ich das auf einmal nicht mehr sagen eigentlich habe ich ja nichts dagegen du weisst doch wie ich das meine das habe ich doch nicht so gemeint das ist bei denen doch so das wird man ja wohl noch sagen dürfen solange ich nicht davon betroffen bin ist es mir egal normal finde ich das nicht das sagt man doch so man muss nicht alles auf die Goldwaage legen warum darf ich das auf einmal nicht mehr sagen eigentlich habe ich ja nichts dagegen du weisst doch wie ich das meine das habe ich doch nicht so gemeint das ist bei denen doch so das wird man ja wohl noch sagen dürfen solange ich nicht davon betroffen bin ist es mir egal normal finde ich das nicht das sagt man doch so man muss nicht alles auf die Goldwaage legen warum darf ich das auf einmal nicht mehr



Sprache – Macht – Rassismus



Dieses Projekt wird aus Mitteln des Asyl-, Migrations- und Integrationsfonds kofinanziert.



INTEGRATIONS-AGENTUREN NRW
Integration. Einfach. Machen.

In Kooperation mit der Integrationsagentur der Diakonie Düsseldorf.

Die Fachtagung fand statt in Kooperation mit dem Fortbildungsinstitut der Diakonie Düsseldorf.



Die Veranstalterinnen v.l.n.r.: Gabriele Piper, Daniela Bröhl, Aynur Tönjes und Heike Kasch

Abschlussfachtagung „Sprache – Macht – Rassismus“ am 22. Oktober 2014

Bevor du sprichst, lasse deine Worte durch drei Tore schreiten. Beim ersten Tor frage: „Sind sie wahr?“ Am zweiten frage: „Sind sie notwendig?“ Am dritten Tor frage: „Sind sie freundlich?“ (Sufi Sprichwort)

Zum Abschluss des dreijährigen Projektes Erziehungswelten fand am 22. Oktober 2014 die Fachtagung „Sprache – Macht – Rassismus“ in der Versöhnungskirche am Platz der Diakonie in Düsseldorf statt.

Etwa 100 Fachleute aus den themenverwandten Arbeitsbereichen trafen sich hier zusammen zum gemeinsamen Wissensaustausch und erhielten wertvolle Informationen über einen rassismuskritischen Umgang mit der deutschen Sprache, versteckten Rassismen in Kinderbüchern, im Alltag

und in den Medien. Ebenso erfuhren die Teilnehmer*innen Wissenswertes über strukturellen Rassismus in deutschen Bildungsinstitutionen.

In vier Fachvorträgen wurde das Thema aus verschiedenen Blickwinkeln beleuchtet und diskutiert. Die Teilnehmer*innen stellten im Rahmen eines Plenums Fragen und es entstand ein sehr reger Austausch. Es bestand ein sehr großes überregionales Interesse an dieser Fachtagung, was sich im Publikum widerspiegelte.

Neben den Referentinnen war auch die Grafikerin Ka Schmitz eingeladen, welche die Vorträge, Beiträge und Diskussionen live visualisierte.

Das Team v.l.n.r.: Heike Kasch, Gabriele Pieper, Daniela Bröhl, Corinna Brasse, Amir Mengestab, Aynur Tönjes, Carlota Peña Castillo und Lisa Helders





Projektleiterin Daniela Bröhl

Zu dieser Broschüre

„Darf man jetzt gar nichts mehr sagen?“ heißt es oft, wenn es darum geht, darauf zu achten, gewohnte Begriffe durch andere zu ersetzen. Durch Wörter, die nicht verletzend klingen für diejenigen, die damit bezeichnet werden.

Doch, man darf. Im Rahmen unserer gesetzlichen Meinungsfreiheit ist vieles möglich. Auch Worte, die rassistisch klingen, die beleidigend sind und andere kränken.

Aber warum sollten wir das tun? Rassismus sei der schlimmste Feind der Integration, so bringt es Aydan Özoguz, die Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration auf den Punkt.

Man darf aber ebenso jederzeit darauf hinweisen, wenn Worte genutzt werden, die auf einem rassistischen Gedankengut basieren, wenn Begriffe vor langer Zeit erfunden oder genutzt wurden, um andere Gruppen zu diskreditieren.

In dieser Broschüre finden Sie Beiträge, die dazu inspirieren, über Gewohnheiten in der Sprache nachzudenken. Denn manche Begriffe nutzen wir aus reiner Gewohnheit. Worte und Bilder, die wir aus unserer Kindheit kennen, zeichnen Bilder in unseren Köpfen. Bilder, die unsere Weltsicht, die Sicht auf uns selbst, aber auch unsere Vorurteile geprägt haben.

Darum ist es manchmal schwer, die Bereitschaft zu entwickeln, die Blickrichtung zu wechseln: Was ist eigentlich ‚normal‘? Ist das, was ich für die Wahrheit halte, das wirklich einzige Wahre?

Es lohnt sich, die eigenen Vorurteile unter die Lupe zu nehmen und sich zu fragen: „Warum provoziert es mich, wenn ich angeregt werde, meinen Sprachgebrauch zu ändern?“

Die Sprache ist ein wesentliches Medium, das Vorurteile immer weiter transportiert, ohne dass es

uns bewusst wird. Durch Sprache und das, was wir durch Medien und Geschichtserfahrungen erfahren, werden Bilder in unseren Köpfen gezeichnet, die wiederum unsere Erfahrungen und Gefühle prägen. Auch die Bilderbücher und Bücher, die wir als Kinder und Heranwachsende gelesen haben, können Bilder geprägt haben, die zu Vorurteilen und unbewusstem Rassismus führen können.

In Deutschland werden inzwischen in den meisten international agierenden Firmen, in Wohlfahrtsverbänden, Institutionen und Behörden Fortbildungen zur Interkulturellen Öffnung und Diversity Management durchgeführt. Immer mehr Bürgerinnen und Bürger setzen sich aktiv gegen Rassismus und Diskriminierung ein.

Erwachsene haben Bilder im Kopf, von denen sie sich in teuren Schulungen mühsam zu lösen versuchen. Jedoch werden unsere Kinder mit Kinderbüchern groß, in denen diese Bilder wieder und wieder reproduziert werden.

Dies betrifft nicht nur die Stereotype über die ethnische Herkunft, sondern beispielsweise auch geschlechtsspezifische Muster, Hautfarbe, Alter, sexuelle Orientierung, Handicaps und die soziale Situation.

Kinder erhalten schon in einem sehr frühen Alter Botschaften darüber, welche dieser Merkmale anerkannt sind oder ob sie abgelehnt werden. So können schon dreijährige Kinder Vorurteile entwickeln und partizipieren an einem rassistischen Wissen, das teilweise noch aus der Kolonialzeit stammt.

Welchen Einfluss hat dies auf die Identitätsentwicklung von Kindern?

Wie gehen also Institutionen im frühkindlichen Bildungswesen mit Sprache und Bildern um? Es lohnt sich, den Blick dabei auf Ausgrenzung und Ungleichbehandlung zu richten und darauf zu achten, welche Botschaften Kinder darüber erhalten, welche Merkmale anerkannt oder abgelehnt werden. Schon kleine Kinder können in die Thematisierung dieser Aspekte aktiv einbezogen werden. Denn sie entwickeln bereits in jungen Jahren ein Verständnis von Ungerechtigkeit und können darin bekräftigt werden, dies auszusprechen und Ideen zu entwickeln, was man dagegen tun kann.

Eine rassismuskritische pädagogische Arbeit ist die beste Prävention für Vorurteile und kann dazu beitragen, strukturelle Diskriminierungen zu minimieren.

Vorurteilsbewusste Haltung: Eine lohnenswerte Reise

Die Haltung des Projektteams gründet auf dem Anti-Bias-Ansatz, der sich wie ein roter Faden durch unsere Arbeit zieht. Dieser Ansatz gründet auf der Theorie von „Institutioneller Diskriminierung“. Hierbei ist die Ausgrenzung und Benachteiligung von Menschen nicht der Vorurteile einzelner Individuen geschuldet, sondern gesellschaftlichen Strukturen, in denen bestimmte Merkmale von Menschen ihre Bevorzugung oder ihre Benachteiligung wahrscheinlich machen.

Die Festschreibung dieser Diskriminierung wird auch durch Ideologien gesichert, wonach manche Gruppen von Menschen besser seien als andere: Im Kern von beispielsweise Rassismus, Sexismus,



Antisemitismus und Homophobie steht die Vorstellung von der Überlegenheit einer bestimmten Gruppe oder einer bestimmten Art und Weise, sein Leben zu leben. Diese Festschreibungen (Ideologien) tragen dazu bei, dass Ungleichbehandlung gerechtfertigt wird.

Das „Anti“ im Anti-Bias-Ansatz drückt die Entschiedenheit aus, gegen solche Ideologien Position zu beziehen.

Anti-Bias-Arbeit sei wie eine lange Reise, sagt Louise Derman-Sparks, die Mitbegründerin dieses Ansatzes. Diese Reise sei in ihrem Verlauf und Tempo für die Reisenden einzigartig, mit Höhen und Tiefen, mit Erlebnissen und Erkenntnissen, die eine jeweils sehr persönliche Lerngeschichte ergeben.

Anti-Bias-Arbeit sei ein folgenreicher Prozess der Selbst- und Praxisreflexion, in dem wir „unsere Vorstellungen über uns und andere, unsere eigenen Vorurteile und diskriminierende Verhältnisse aufdecken und allmählich offen werden für Veränderungen, weil alte Praktiken aufgegeben werden müssen, um zu einer qualitativ besseren pädagogischen Arbeit zu kommen.“

Der Anti-Bias-Ansatz sei ausdrücklich kein Selbstzweck, sondern „eine Hilfe bei unserer Reise in Richtung auf individuelle und institutionelle Veränderung“ sagte Louise Derman-Sparks 2001.

Auf dieser Reise gebe es keine einfachen Rezepte, nichts Fertiges und keine vorschnellen Gewissheiten, denn Anti-Bias-Arbeit müsse sich auf die jeweilige Ausprägung von Diskriminierung und Dominanz in einer Gesellschaft und in ihren Erziehungseinrichtungen beziehen: „We are making the road by walking! – Wir machen den Weg beim Gehen!“

Im Projektteam war das auch so. Nach und nach wurde der Koffer !Vielfalt Spielen! zu einer Bibliothek mit Kinder-, Jugend- und Fachbüchern sowie Spielmaterialien, die sorgfältig anhand der Kriterien dieses Ansatzes ausgewählt wurden, weiterentwickelt. Auch die Abschlussfachtagung Sprache-Macht-Rassismus regte uns an, in die Vergangenheit zu schauen und uns mit den historischen Grundlagen, auf denen viele unserer Bilder im Kopf beruhen, zu befassen. Wir erhielten die Gelegenheit, spannende Inspirationen zur Reflektion unseres eigenen Sprachgebrauchs und zur besseren Wahrnehmung von Sprache zu gewinnen.

Mit dieser Broschüre schließen wir nicht den Weg, aber das Projekt Erziehungswelten ab – mit der sehr wichtigen Analyse über den oft unbewussten Einfluss von Sprache auf unser Denken und Handeln. Und auf die Zeichnung unserer Bilder im Kopf.

Ich wünsche uns allen dabei – um die Metapher von Louise Derman Sparks wieder aufzunehmen:

Eine gute Reise!

Ihre Daniela Bröhl
Projektleiterin



Inhalt

Abschlussfachtagung „Sprache – Macht – Rassismus“ am 22. Oktober 2014	3
Zu dieser Broschüre	4
 Rassismus in Kinderbüchern	10
 Worte verfestigen Bilder und Sprache macht Rassismus: Eine Handlungsanleitung für einen kritischen Sprachgebrauch	26
 Der Wunsch, nicht rassistisch zu sein – Selbstbilder in Bildungskontexten	40
Zu den Referentinnen	50
Impressum	51





DR. ESKE WOLLRAD

Rassismus in Kinderbüchern

Dr. Eske Wollrad

„Worte können sein wie winzige Arsendosen, sie werden unbemerkt verschluckt, sie scheinen keine Wirkung zu tun, und nach einiger Zeit ist die Giftwirkung doch da.“

Victor Klemperer

Es gibt keinen Rassismus ohne Sprache. Manchmal wirken Bezeichnungen verschwommen, und dennoch wissen alle, was gemeint ist. Wenn in der Zeitung steht, dass „Kinder mit Migrationshintergrund“ in der Schule oft Probleme haben, haben wir meist eine ziemliche genaue Vorstellung davon, wer gemeint ist, nämlich bestimmte Kinder, die (oder deren Eltern) aus bestimmten Ländern eingewandert sind – oder Kinder, die so aussehen, als seien sie (oder deren Eltern) aus bestimmten Ländern eingewandert. Kinder aus einer Weißen Familie, die aus den Niederlanden nach Deutschland eingewandert sind, zählen beispielsweise nicht dazu. Wenn aber diese Familie surinamisch-niederländisch ist, zählt sie zu denen „mit Migrationshintergrund“.

Zu den Worten, die sind wie Arsendosen, gehört der Begriff „Neger“. Dieses Wort – so scheint es – ist aus der Mode gekommen, in Kinderbüchern allerdings ist es noch häufig zu finden. Anfang des Jahres gab es in den Medien eine heftige Diskussion; Auslöser war die Entscheidung des Thieme-Verlags, aus Büchern von Otfried Preußler – z.B. *Die kleine Hexe* – bestimmte Worte zu entfernen, unter anderem das Wort „Neger“. Daraufhin hagelte es Proteste: Das sei Zensur, man dürfe an den Klassikern nichts verändern. Mir fiel auf, dass keiner der Kommentare in den Zeitungen die Frage beantwortete, was dieses Wort mit den Leserinnen und Lesern von Kinderbüchern macht. Kein Artikel fragte, ob wir in einem Land, in dem jedes dritte Kind unter fünf Jahren einen Migrationshintergrund hat, Kinderbücher brauchen, in denen das Wort „Neger“ vorkommt.

Ich halte schon seit langer Zeit Vorträge zum Thema Rassismus in Kinderbüchern, und immer wieder wird mir vorgehalten, ich übertreibe, ich witterte überall Rassismus, obwohl die Kinder selbst ganz offen seien und einen gänzlich vorurteilsfreien Blick hätten. Mir wird gesagt, den Kindern selbst fiel es gar nicht auf, wenn in Kinderbüchern z.B. eine Person „Neger“ genannt würde und wenn alle anderen dargestellten Figuren Weiß und deutsch sind. Kinder würden Faktoren wie Hautfarbe und Herkunft keine

Beachtung schenken. Solche Einschätzungen sind Wunschbilder, denn – so die Forscherin Stefanie Boldaz-Hahn – Kinder lernen früh, dass Hautfarben und Herkunftskulturen unterschiedliche Wertigkeiten haben.



„Bereits mit zwei Jahren besitzen Kinder die Fähigkeit, Geschlechter, Farben und eben auch Hautfarben zu unterscheiden, [und sie können] bereits mit drei Jahren Unbehagen gegenüber Merkmalen zeigen, die nicht der gesellschaftlichen Normvorstellungen entsprechen – in Bezug auf Geschlecht, Hautfarbe, Herkunft und körperliche Beeinträchtigung.“

Kinder beobachten sehr genau, und mit drei Jahren haben sie eine Vorstellung davon entwickelt, was „normal“ ist und was nicht und lernen schnell, dass Auf- bzw. Abwertungen existieren. Dies bedeutet: Rassismus ist Bestandteil der Lebenswelt von Kindern, und Kinder mit Migrationshintergrund bzw. Schwarze Kinder spüren die Diskriminierung, die sie erfahren, ganz genau. Diese Diskriminierung erfahren sie durch ihre Umwelt – und auch durch Kinderbücher.



1. Klassische Kinderbücher



Bei dem Buch *Der Struwwelpeter*, verfasst im Jahr 1844 von Heinrich Hoffmann, einem Frankfurter Arzt, handelt es sich um eine Sammlung von Kurzgeschichten mit erzieherischem Anspruch. Eine dieser Geschichten mit dem Titel „Die schwarzen Buben“ erzählt davon, wie die Weißen Jungen Ludwik, Kaspar und Wilhelm den „kohlpechrabenschwarzen Mohr“, der nur mit Shorts bekleidet ist und im Text auch „Mohrchen“ genannt wird, hänseln.



Ein Weißer Mann namens Nikolas mahnt die Kinder: „Was kann denn dieser Mohr dafür, dass er so weiß nicht ist wie ihr?“ Als die Jungen sich dennoch weiter über den Schwarzen lustig machen, tunkt Niklas sie zur Strafe in ein Tintenfass. Im Text heißt es, nun seien sie schwärzer als „das Mohrenkind“.

Beate Zekorn-von-Bebenburg, Leiterin des Frankfurter Struwwelpeter-Museums, sagt dazu, Dank

der einfachen Darstellung wüssten Kinder sofort, dass hier Partei für den Schwarzen, für Minderheiten, ergriffen würde. Es erscheint auf den ersten Blick positiv, dass die Geschichte Weiße Kinder lehren soll, Schwarze nicht auszulachen. Jedoch schöpft die Geschichte aus dem rassistischen Wissensreservoir: Erstens handelt es sich bei dem Wort „Mohr“ um eine eindeutig abwertende Bezeichnung für Menschen nicht-Weißer Hautfarbe. Môr, aus dem lateinischen Mauri, ist seit dem Mittelalter mit Imaginationen physischer Andersartigkeit und minderwertiger Glaubensvorstellungen verknüpft. Zweitens werden in Heinrich Hoffmanns Geschichte die hierarchisch strukturierten Gegensätze von Zivilisation versus Wildheit, Subjekt versus Objekt und – damit verbunden – Aktivität versus Passivität nicht unterbrochen, sondern reinszeniert. Die Weißen Jungen sind bekleidet und repräsentieren Zivilisation, der Schwarze – mit breiten Lippen und barfuß – das Wilde. Die Weißen erhalten über ihre Namen Subjektstatus, der Schwarze bleibt namenlos. Und er handelt auch nicht: Er setzt sich nicht zur Wehr, er spricht nicht, bleibt „vor dem Tor“. Die Weißen Buben lachen, schreien, widersprechen Nikolas und wehren sich gegen die Bestrafung. Indem Nikolas – mit langem weißem Bart bildlich in Anlehnung an den Nikolaus gestaltet – Weißsein als richtende Instanz repräsentiert, wird der LeserInnen vermittelt, dass es die Weiße Norm ist, der sie unterworfen sind.

Dem gegenüber bleibt Schwarzsein negativ als Makel konnotiert, den die Weißen Buben, indem sie in ein Tintenfass getaucht werden, für eine gewisse Zeit teilen.



„Welche Geschichte können Sie spontan erzählen?“

Diese Frage stellte das Magazin *Chrismon* im Herbst 2007. Die Spitzenreiter waren *Hänsel und Gretel*, *Dornröschen* sowie die Geschichte von Adam und Eva. An vierter und fünfter Stelle folgten die Geschichte von Jesu Geburt und die Abenteuer von Pippi Langstrumpf.

Astrid Lindgrens Buch *Pippi in Taka-Tuka-Land*, im Original erstmals publiziert im Jahre 1984, in deutscher Sprache 1951, gehört zweifelsohne zu den beliebtesten Kinderbüchern Deutschlands und vermittelt die Botschaft: Will man Schwarze Menschen sehen, so muss man eine Reise unternehmen. Dies tun Pippi, Thomas und Annika: Sie verlassen ihre rein Weiße Heimat und besuchen Pippis Vater Efraim, der „Negerkönig“, ein „dicker weißer Häuptling“ und Alleinherrscher über Taka-Tuka-Land ist. Das Land wird als Insel mit Bambushütten und Palmen dargestellt und liegt „da unten“. Auf die 126 BewohnerInnen muss man aufpassen wie auf Kinder: „Das ist ungefähr die richtige Zahl von Untertanen“, sagte König Efraim. „Auf mehr kann man nicht aufpassen.“ Als Untertanen verhalten sich die BewohnerInnen entsprechend untertänig: Sie fertigen einen Thron für Efraim und einen für seine Tochter an.



„Unterdessen näherten sich die kleinen schwarzen Taka-Tuka-Kinder Pippis Thron. Aus irgendeinem unbegreiflichen Grund bildeten sie sich ein, dass weiße Haut viel feiner sei als schwarze, und deshalb waren sie voller Ehrfurcht, je näher sie an Pippi und Thomas und Annika heran kamen. Als sie ganz nah an Pippi herangekommen waren, warfen sie sich alle zu gleicher Zeit vor ihr auf die Knie und senkten die Stirn auf die Erde. Pippi sprang schnell vom Thron herunter.

„Was sehe ich?“, fragte sie. „Spielt ihr hier auch Sachensucher? Wartet, ich spiel mit!“. Sie kniete sich hin und schnüffelte auf der Erde herum. „Es scheint, als ob schon andere Sachensucher vor uns hier gewesen sind“, sagte sie nach einer Weile. „Hier ist nicht mal eine Stecknadel zu sehen, das kann ich euch versichern.“

Die Pointe dieser Szene besteht darin, dass Pippi den Unterwerfungsgestus der Schwarzen Kinder gar nicht als solchen versteht, sondern denkt, es handle sich um ein Spiel. Für Astrid Lindgren wäre es unmöglich gewesen, Pippi als vorurteilsbe-laden darzustellen – im Gegenteil. Pippi ist unvoreingenommen und steht für das demokratische Schweden; die einzigen, die Weiße für besser halten und Schwarze für minderwertig, sind die Schwarzen selbst. Allein sie halten Weiße Haut für feiner, folglich unterwerfen sie sich scheinbar selbstbestimmt und verbeugen sich gleich zwei-mal. Lindgren verstärkt das Stereotyp der Schwarzen Selbsterwerfung durch einen Dialog zwischen dem Schwarzen Jungen Momo und Pippi. „Du ein feine weiße Prinzessin bist“, sagte er. „Ich kann nicht eine feine weiße Prinzessin bin“, sagte Pippi in gebrochener Taka-Tuka-Sprache. „Ich



einfach bin bloß Pippi Langstrumpf und ich pfeifen auf das Thronsitzen.“ Pippi lehnt die ihr von den Schwarzen angetragene Hierarchie ab und verhält sich als einzige rassismuskritisch.

Während die erwachsenen BewohnerInnen von Taka-Tuka-Land gar nicht zu Wort kommen, sprechen die Kinder fehlerhaftes Deutsch: „Weiße Kinder gern wollen sehen feine Höhlen, ja, nein?“ Ferner spielen sie mit Perlen und „ahnten nicht, wie viel Geld diese Perlen in den Ländern der weißen Menschen wert waren.“ Eine der wenigen Zeichnungen im Buch präsentiert die Kinder als fast nackt und geschmückt mit Ringen durch die Ohren, um die Arme und Fußknöchel sowie einer Kette mit Zähnen um den Hals.

Der Witz von *Pippi Langstrumpf* lebt von ihrem absonderlichen, zuweilen verwerflichen Verhalten, welches nicht nur auf ihre ungewöhnlichen Eltern und ihre ausgedehnte Reisetätigkeit zurück geführt wird, sondern ebenso auf den Einfluss von Kolonisierten:

„Ja, Lügen ist sehr hässlich“, sagte Pippi noch trauriger. „Aber ich vergesse es hin und wieder, weißt du. Und wie kannst du überhaupt verlangen, dass ein kleines Kind, das eine Mama hat die ein Engel ist, und einen Papa, der Negerkönig ist, und das sein ganzes Leben lang auf dem Meer gesegelt ist, immer die Wahrheit sagen soll? Und übrigens,“ fuhr sie fort, und sie strahlte über ihr ganzes sommersprossiges Gesicht, „will ich euch sagen, dass es im Kongo¹ keinen einzigen Menschen gibt, der die Wahrheit sagt. Sie lügen den ganzen Tag. Sie fangen früh um sieben an und hören nicht eher auf, als bis die Sonne untergegangen ist. Wenn es also passieren sollte, dass ich mal lüge, so müsst ihr versuchen, mir zu verzeihen und daran zu denken, dass es nur daran liegt, weil ich etwas zu lange im Kongo war.“

Das Buch beschreibt das klassische koloniale Setting mit unterwürfigen infantilen Schwarzen fern der Zivilisation, die „selbstverständlich“ Weißsein als Signatur der Überlegenheit anerkennen. Auch Pippi bringt dies zum Ausdruck, wenn sie sagt: „Negerprinzessin, das ist kein schlechter Beruf für jemand, der so wenig Schulbildung hat wie ich.“ Auch ohne Bildung kann sie diesen Beruf, über Schwarze zu regieren, ausüben – weil sie Weiß ist.

1 In der deutschen Erstausgabe wurde der koloniale Kontext deutlicher definiert: „Belgisch-Kongo“.

Dass es dem Oetinger-Verlag mit der kolonialrassistischen Selbstbezeichnung „Negerprinzessin“ unwohl ist, verdeutlicht eine Fußnote der Ausgabe von 2005: „in diesem und folgenden Kapiteln wird der Ausdruck ‚Neger‘ verwendet. Als Astrid Lindgren *Pippi Langstrumpf* geschrieben hat, war das noch üblich. Heute würde man ‚Schwarze‘ sagen.“

Und warum nicht?

Astrid Lindgren selbst hat es Zeit ihres Lebens abgelehnt, den Begriff zu streichen. Auch ihre Tochter Karin Nyman lehnte eine Änderung ab: „In den 1940er Jahren war ‚Neger‘ die übliche Bezeichnung für Menschen mit schwarzer Haut, die in fremden Ländern lebten. Im 21. Jahrhundert ist das Wort ‚Neger‘ zu einer so abwertenden Bezeichnung geworden.“

Gleichzeitig ist nicht zu übersehen, dass der Protest gegen solche Stereotype zunimmt und zuweilen zum Erfolg führt: Mitte 2009 kündigte der Oetinger-Verlag an, fortan den rassistischen Begriff „Neger“ aus allen Neuauflagen der Pippi-Bände zu streichen. „So wird beispielsweise Pippi Langstrumpfs Papa jetzt als ‚Südseekönig‘ bezeichnet, der die ‚Taka-Tuka-Sprache‘ spricht.“² So erfreulich Veränderungen wie diese sind, können sie jedoch nicht darüber hinweg täuschen, dass der Rassismus nicht so einfach aus dem Text zu tilgen ist. Ein Beispiel mag dies verdeutlichen. In der Übersetzung von 1986 sagt Pippi: „Negerprinzessin, das ist kein schlechter Beruf für jemand, der so wenig Schulbildung hat wie ich.“ In der Fassung von 2007 liest man: „Taka-Tuka-Prinzessin, das ist kein schlechter Beruf für jemand, der so wenig Schulbildung hat wie ich.“ Doch die Aussage bleibt gleich: Selbst ein Weißes Mädchen mit schlechter Schulbildung kann bei Schwarzen Prinzessin werden, weil ihr Weißsein als Beleg der Überlegenheit vollends genügt.

Ich habe 2010 in einem Sammelband einen Artikel publiziert, mit dem Titel „Kolonialrassistische Stereotype und weiße Dominanz in der Pippi-Langstrumpf-Trilogie“. Wenig später erntete ich dafür harsche Kritik von der Chefkolumnistin des Bereichs Kinder- und Jugendliteratur Roswitha Budeus-Budde der SZ:

2 <http://www.oetinger.de/verlag/haeufige-fragen/neger-und-zigeuner.html>, Aufruf am 4.1.2010.

„Von Helden und Hühnern – [Kritik an Pippi riss nie ganz ab]

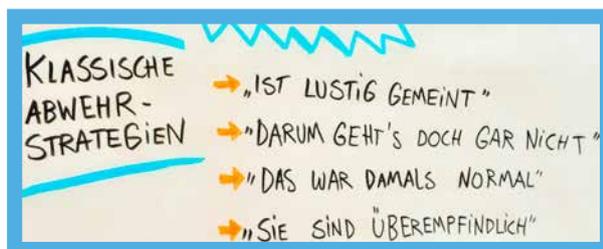
Jetzt droht den kindlichen Lesern neue Gefahr. Die Pippi-Langstrumpf-Bänder zeugten von ‚Kolonialrassismus und weißer Dominanz‘, behauptet eine heftige öffentliche Kampagne. Die Empörung entzündet sich besonders daran, dass Pippis Vater ‚Kapitän Langstrumpf, früher der Schrecken der Meere‘, ein Negerkönig ist. Den universitären Eifern, die sich in ihrer Unkenntnis der Kinderliteratur in einen Feldzug für political correctness am falschen Objekt austoben, sei die Lektüre des Bandes Pippi in Taka-Tuka-Land empfohlen. Darin gibt ihnen Pippi auf phantasievolle, spielerische Weise eine Antwort, als Lehrstück in Humanität und Antikolonialismus.“⁴³



Meines Erachtens existiert ein Trend dahin, nicht den Rassismus in Kinderbuchklassikern zu kritisieren, sondern diejenigen, die ihn anprangern.

Um nur ein Beispiel zu nennen: Der Cäcilie Dressler Verlag hat eine Reihe Dressler Klassiker aufgelegt. Darin erschien unter anderem auch die Neuedition des Buchs *Doktor Dolittle und seine Tiere* von Hugh Lofting (1920, dt. 1926). Die Urfassung enthielt die Figur des dümmlichen afrikanischen Prinzen Bumpo, der davon träumt, Weiß zu sein. Doktor Dolittle mischt eine „Medizin“ und tatsächlich wird sein Gesicht schneeweiß. In der Ausgabe von 1970 wurde diese „Weißwaschung“ vollständig entfernt. In der Neufassung aus dem Jahr 2005 sind die Passagen mit Bumpo wieder da. Und nicht nur das: Im Nachwort kommentiert Elke Heidenreich, laut Cicero (5/2008) die mächtigste Frau des deutschen Literaturbetriebs, die Bumpo-Sequenz mit deutlichen Worten: „Eine komisch-kindliche Darstellung von Schwarz und Weiß kann ich nicht als rassendiskriminierend empfinden. Dolittle ist

der weise Übertäter, der alles besser weiß – aber das ist nicht nur den Schwarzen gegenüber so, das ist auch in seiner Heimat Puddleby so und hat mit Kolonisationsdenken wahrhaftig nichts zu tun. Es zeugt von einer fast schon hysterischen Überkorrektheit gewisser Kritiker, auf diesem Punkt herumzureiten, dafür wird die wundervolle Poesie der Dolittle-Geschichten, die für Kinder so unendlich wichtig ist, einfach außer Acht gelassen.“ (Heidenreich in Lofting, 2005, 143)



Heidenreich bietet mit diesem Kommentar ein ganzes Spektrum von Abwehrstrategien.

Folgende Strategien gehören zu den Klassikern:

- **Die Darstellung ist komisch.**
Kinder lieben komische Darstellungen und finden und finden einen Schwarzen mit einem Sonnenschirm ebenso lustig wie die Schilderung von Afrikanern, die von morgens bis abends lügen. Wer das nicht komisch findet, hat keinen Humor.
- **Die Rassismuskritik mag ja stimmen, aber darum geht es im Grunde gar nicht.**
Heidenreich zufolge begreifen diejenigen, die so renitent auf dem Rassismus herumreiten, gar nicht, worum es wirklich geht, nämlich die wundervolle Poesie Loftings. Oder: Pippi ist doch eine Antirassistin, wie sie im Buche steht, also muss man nicht immer auf dem „Neger“-Begriff herumreiten.
- **Das war zur Zeit der Abfassung ganz normal.**
Zur Zeit von Astrid Lindgren sagte man eben „Neger“. Die Autor_innen sind Kinder ihrer Zeit, folglich ist es unfair, ihnen Rassismus vorzuwerfen. Und weil es ein Klassiker ist, bleiben die Begriffe eben drin.
- **Sie sind doch ziemlich überempfindlich.**
Dieses Urteil ereilt insbesondere Schwarze Menschen immer wieder: Übt eine Schwarze Person Kritik an Rassismen in Kinderbüchern, unterstellen Weiße prompt Befangenheit, da Schwarze ja „betroffen“ und deshalb nicht objektiv zu urteilen in der Lage seien. Sie reagierten übertrieben sensible und machten aus jeder Mücke einen Elefanten.

Ich möchte Sie etwas fragen: Stellen Sie sich vor, Sie erben ein altes Haus. Es steht unter Denkmalschutz und muss saniert werden. Würden Sie allen Ernstes sorgfältig darauf achten, dass die alten Asbestplatten durch neue ersetzt werden?



Kein halbwegs vernünftiger Mensch würde behaupten, rassistische Stereotype seien für die geistige Entwicklung von Kindern wichtig oder sogar unerlässlich. Kein Mensch würde Kindern dieses Gift wissentlich verabreichen. Und doch – es ist (wieder) da.

Heidenreich schreibt, die Poesie der Dolittle-Geschichten sei für Kinder so unendlich wichtig. Für welche? Alle? Würde sie ohne zu zögern einem Schwarzen Kind die Geschichte vom Schwarzen Prinzen vorlesen, der Weiß werden will? Und

welche Kinder finden es lustig, wenn sie lesen, dass sich Schwarze vor Weißen in den Sand werfen, weil sie der Auffassung sind, Weiße Haut sei die feinere? Auf wessen Kosten werden diese Witze gemacht? Und wer versteht die angebliche Ironie, die hinter der unzähligen Wiederholung klassischer Rassismen stehen soll? All jene, die eine oder mehrere der obigen Abwehrstrategien einsetzen, müssen sich die Frage gefallen lassen, ob sie der Meinung sind, die Geschichten vom bemitleidenswerten „Mohrchen“, den unterwürfigen Taka-Tuka-Kindern, dem Schwarzen, der Weiß sein will, seien gut für Kinder – für Schwarze Kinder, aber auch für Weiße.

Es ist richtig: Viele der Klassiker haben einen unwiderstehlichen Charme. Viele sind wundervoll und gewaltvoll und verletzend. Pippi ist die bezaubernde freche Göre und Heldin, und sie benutzt rassistisches Vokabular und transportiert rassistische Stereotype. Diese Ambivalenz auszuhalten ist eine Herausforderung und dämpft die Begeisterung für diese Klassiker erheblich.

Die vorgestellten Klassiker atmen natürlich den Geist ihrer jeweiligen Entstehungszeit. Doch wie sieht es heute aus?



2. Moderne Kinderbücher

Mago und der große graue Elefant

Das Bilderbuch (2001) wurde verfasst von Rudolf Majonica und illustriert von Andrea Dölling. Der Tenor des Buchs, das ab vier Jahre empfohlen wird, ist schon dem Umschlagtext zu entnehmen. Es heißt dort: „Mago ist ein Junge, der nur einen Fehler hat: eine dunkle Hautfarbe.“

Es geht in dem Buch darum, dass Mago von weißen Kindern wegen seiner Hautfarbe gehänselt wird – und nichts passiert. Seine Mutter sagt kein Wort, sie schützt ihr Kind nicht.

Die Botschaft lautet: Da kann man nichts machen. Das ist unsagbar grausam.

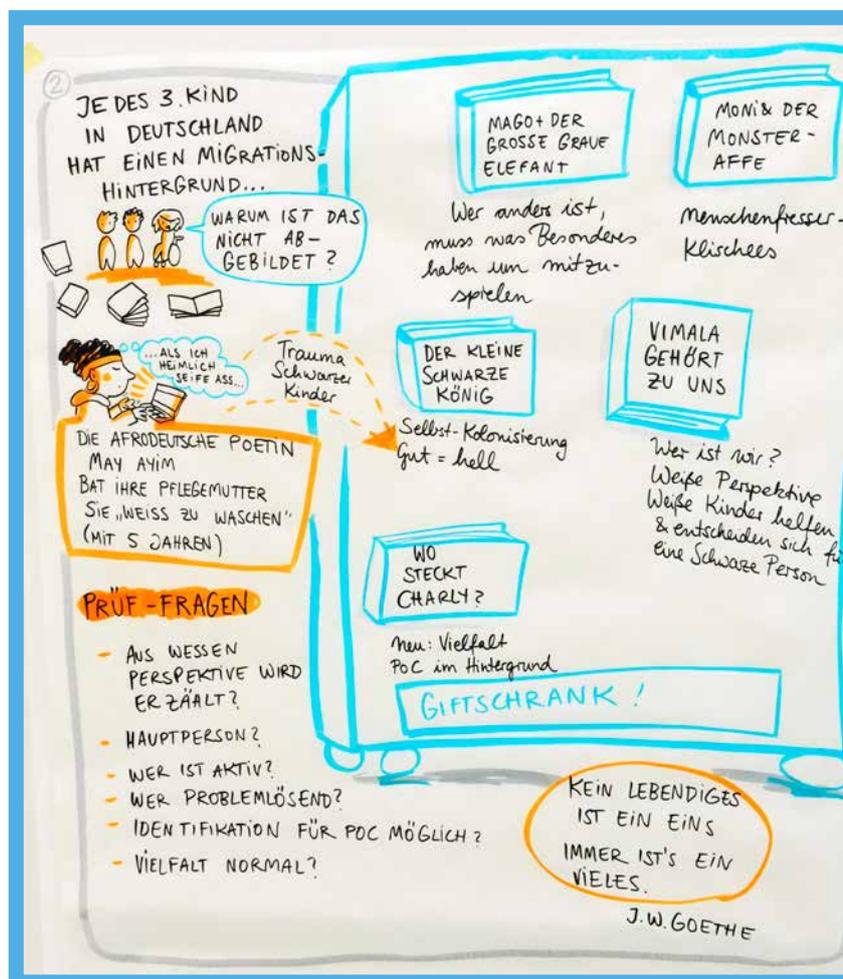
Die „Lösung“, die der Autor präsentiert, ist: Mago bekommt einen großen Plüschelefanten, und nun ist er für die Weißen Kinder attraktiv, und sie laden ihn zum spielen ein.

Mago und der große graue Elefant wurde im Jahr 2001 von der Deutschen Akademie für Kinder- und Jugendliteratur als „Bilderbuch des Monats Oktober“ ausgezeichnet.

Moni und der Monsteraffe

Das Kinderbuch (2008) erschien im Wiener Picus-Verlag, verfasst von Franzobel und illustriert von Sibylle Vogel. Es ist für Kinder ab sechs Jahren gedacht und erzählt die Geschichte von Moni und einem Affen, den sie in einer Tierhandlung geschenkt bekommt und der randaliert, weil er Heimweh hat. Seine Heimat sei Sumatra-Sk-onko Buntkomoto. Moni und ihre Mutter bringen ihn dorthin, wo sie von „grimmigen Gestalten“ umringt werden, die „Uga uga uga uhh“ grölen und Menschenfresser sind.

Die Kannibalen zwingen Mutter und Tochter, in einen Suppentopf zu steigen und führen einen „Fressi-Fressi-Tanz“ auf. Doch plötzlich fliehen sie aus Angst vor dem Monsteraffen.



Die BewohnerInnen von Sumatra-Sk-onko Buntkomoto haben braune Haut, tragen Baströckchen, die Erwachsenen haben sich Servietten um den Hals gebunden, das Kind trägt ein Messer. Ein Erwachsener hat Knochen im Haar und trägt einen Schirm. Franzobel bedient sich klassisch kolonial-rassistischer Elemente: Schwarze Menschen, die in exotischer Ferne leben, Menschenfresser sind und folglich Kannibalisch sprechen und vor einem einzigen Affen davonrennen.

Der kleine schwarze König

Das von Bernhard Langenstein verfasst und von Irmgard Paule illustrierte Bilderbuch ist für Kinder ab drei Jahre empfohlen. „Der kleine schwarze König“ lebt in einer Wüste und ist von spärlich bekleideten

Schwarzen Menschen umgeben. Eines Tages kommen zwei Könige vorbei, die ihn über die Geburt Jesu informieren und zum Mitkommen auffordern. Bei einer Rast wird der schwarze Junge ob seiner Hautfarbe gehänselt, woraufhin er sich lange das Gesicht wäscht, jedoch bleibt es „dunkel wie die Nacht“.

Am nächsten Tag gelangen die Könige zum Stall, in dem Maria Jesus zur Welt gebracht hat. Der Schwarze Junge sagt nichts, er versteckt sich, denn „er wollte das göttliche Baby nicht erschrecken“. Maria winkt ihn jedoch nach vorn, und er berührt mit den Händen das Gesicht des Babys. Die Geschichte endet damit, dass die Weißen Könige über die Handflächen des Schwarzen Jungen staunen, denn durch die Berührung sind diese Weiß geworden.

Natürlich ist Weißsein nicht nur „besser“, sondern wird hier mit dem Heiligen verbunden. Das Schwarze ist vermeintlich negativ und erschreckend, folglich muss es verborgen werden im Angesicht des Göttlichen. Dies hat der Junge in der Geschichte verinnerlicht: Niemand muss ihm sagen, dass er sich im Hintergrund zu halten habe; er macht es von allein. Aber Jesus ist tolerant, und zu guter Letzt färbt das Heilige, das Weiße, dann auch ab auf den Schwarzen Jungen.

Das Motiv des Weißwerden-Wollens ist traumatischer Bestandteil Schwarzer Erfahrung in Deutschland.



Die afrodeutsche Dichterin, Logopädin und Aktivistin May Ayim erinnert sich an ihre Kindheit: „Wie andere kleine Mädchen in meinem Alter spielte ich mit Begeisterung „Pippi Langstrumpf“, deren weißer Vater [...] in „Takatukaland“ regiert, fürchtete mich vor dem Schwarzen Buhmann, von dem die Erwachsenen behaupteten, er wohne hinter jeder Kellertür, glaubte daran, dass meine Seele mit jeder Lüge ein bisschen schwärzer würde.

Und ich begriff im Vorschulalter allmählich, dass ich mit meiner Hautfarbe genau den Menschen gleich, die es in Abenteuerbüchern und Abenteuerspielen immer zu bevormunden, zu bemitleiden, zu bekämpfen oder sogar auszurotten galt. [...] Spätestens im Alter von fünf Jahren dürften mir alle nennenswerten Schwarz-Weiß-Klischees vertraut gewesen sein, zumindest hatte ich bis dahin so viele Komplexe, das ich meine Pflegemutter bat, mich weiß zu waschen, und heimlich Seife aß.“⁴

Vimala gehört zu uns

Ein ganz anderes Buch ist „Vimala gehört zu uns“ (2002), verfasst von Petra Mönter und Sabine Wiewers. Aus der Perspektive eines kleinen Weißen Mädchens namens Ida wird die Geschichte einer neuen Klassenkameradin erzählt, die sehr dunkle Haut hat. Ida fragt sie, wie sie heißt, die Neue faucht sie an „Mit mir kannst du normal sprechen, ich bin doch nicht blöd.“ Sie heißt Vimala, wurde in Deutschland geboren und ihre Eltern kommen aus Indien.

Ältere Kinder hänseln Vimala: „Bist du in den Farbtopf gefallen?“ Auf dem Spielplatz ärgern sie Vimala abermals und werfen Vimalas Jacke in die Luft. „Hol sie dir doch, du Neger!“

Vimala ist wütend, dann beginnt sie zu weinen.

Am nächsten Tag kommt sie nicht zur Schule. Die Kinder mutmaßen, Vimala habe bestimmt Angst, allein zur Schule zu kommen und schmieden einen Plan, um ihr zu helfen.

Am nächsten Tag holen Ida und ihr Bruder Vimala von Zuhause ab und verkünden, dies nun allmorgendlich zu tun – Vimala freut sich. Auf dem Schulhof versuchen die älteren Kinder erneut, Vimala zu ärgern, werden aber von allen Kindern aus Vimalas Klasse eingekreist.

Die Schlussätze: „Vimala gehört zu uns. Wer sie wegen ihrer Hautfarbe ärgert, kriegt es mit uns zu tun. Wir sind nämlich ganz schön viele!“ Eine tolle Botschaft, oder?

Oftmals frage ich in Buchläden nach Büchern, in denen Kinder mit dunkler Haut vorkommen.

4 May Ayim, in: *Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*, Orlanda 1986

Einmal gab mir die Buchhändlerin *Vimala gehört zu uns*. Ich las, dass Vimala fehlerfrei Deutsch spricht und äußerte mich positiv dazu. Darauf sagte die Buchhändlerin: „Ja natürlich. Sie ist doch *Inderin!*“

Aus Weißer Perspektive erzählt das Buch eine Geschichte für Weiße – sie sollen lernen, sich solidarisch zu verhalten. Weiße Kinder handeln, helfen, schmieden Pläne, beschützen. Und Schwarze? Vimala ist die einzige Nichtweiße in der Klasse, und sie ist nicht beteiligt an der Problemlösung. Sie wird gar nicht gefragt, warum sie nicht zur Schule kam. Sie wird nicht gefragt, was sie gegen den Rassismus unternehmen will.

Das Buch vermittelt, dass sich das Schwarze Mädchen gar nicht selbst helfen kann, dass es angewiesen ist auf Weiße Hilfe. Auch ihre Eltern werden nicht als stark und beschützend dargestellt. Das Buch richtet sich an Weiße Kinder, es vermittelt, dass es an ihnen ist, Schwarze zu beschützen, für sie zu handeln, nicht mit ihnen.

Es gehört zur Normativität von Weißsein, dass KinderbuchautorInnen meist ihre Zielgruppe als ausschließlich Weiß imaginieren: Weiße Kinder sind es, die erzählen (*Vimala*) und etwas lernen (über Höflichkeit bei Hoffmann), sie können sich mit der starken Pippi oder mit Thomas und Annika identifizieren.

Aber welche Identifikationsfiguren und Vorbilder bieten Kinderbücher Schwarzen Kindern und solchen mit Migrationshintergrund an? Der fast nackte „Mohr“, fast nackte Schwarze Kinder, die fehlerhaftes Deutsch sprechen – dies alles sind verletzende und entwürdigende kolonialrassistische Bebilderungen. Was empfindet ein Schwarzes Kind in einer weißen Mehrheitsgesellschaft beim Lesen einer Geschichte, die braune Haut mit Kannibalismus und dem Primitiven verbindet?

Rassistische Bücher wie diese sind Ausnahmen, jedoch – sind sie kein Schnee von gestern.

Die überwältigende Mehrheit der Kinderbücher, die wir heute in den Buchläden finden, könnten den Untertitel tragen „for whites only“.

Bis heute sind schwarze Kinder bzw. Kinder mit Migrationshintergrund selten bis gar nicht in Kinderbüchern zu finden. Das bedeutet, ein Drittel aller Kinder in Deutschland kommen nicht vor. Fast immer sind die kleinen Heldinnen und Helden in den Büchern ‚selbstverständlich‘ Weiß und deutsch. Sie heißen Alex oder Lena, Felix oder Marie. Schwarze Kinder kommen in Kinderbüchern selten vor und niemals als Bestandteil alltagsweltlicher Normalität: Kaum ein Buch handelt davon, das Umut vergessen hat, sich die Zähne zu putzen oder davon, wie Juan Fahrrad fahren lernt oder dass Jamals Meerschweinchen gestorben ist. Wenn Kinder wie Umut, Juan oder Jamal vorkommen, dann im Zusammenhang mit vermeintlich ‚Typischem‘ wie der Rassismusproblematik oder als Verkörperungen kultureller Unterschiede.

PRÜF-FRAGEN

Prüf Fragen für Kinderbücher in Bezug auf Rassismus:

- Aus wessen Perspektive wird die Geschichte erzählt?
- Welches sind die Hauptpersonen der Geschichte?
- Wer wird als aktiv, problemlösend und bewundernswert dargestellt?
- Kommen Schwarze Personen/Personen mit Migrationshintergrund in der Geschichte vor? Wenn ja: Sind sie aktiv und problemlösend?
- Können sich Schwarze Kinder bzw. Kinder mit Migrationshintergrund im positiven Sinn mit den Hauptfiguren identifizieren?
 - Werden kulturelle Vielfalt und äußerliche Unterschiede (Hautfarben etc.) als normal dargestellt?



RASSISMUS - SENSIBLE KINDERBÜCHER



WIR VERSTEHN
UNS GUT

M. Schule
WIE HUND & KATER



KATZ & MAUS
Tomek Bogacki



HUND + HASE
R.S. Berner



SCHLANGE
+ EIDECHS
Cowley / Bishop



EIN HOCH
AUF OSCAR
Bob Graham



HUDA BEKOMMT
EIN BRÜDERCHEN
Spanjardt / Taufiq



KRIPPENSPIEL
MIT HUND
K. Boie

3. Rassismus-Sensible Kinderbücher

Nun komme ich zu Büchern, die unterschiedliche Kinder unterschiedlicher Herkunft und Kultur als gleichwertig darstellen sowie zu solchen, die die angebliche Höherwertigkeit einer Gruppe oder die angebliche Unverträglichkeit bestimmter Gruppen kritisieren. Beginnen möchte ich jedoch mit Büchern für die Kleinen, sie handeln oft nicht von Menschen, sondern von Tieren. D.h. ich fasse unter rassismussensible Kinderbücher auch solche Bilderbücher, die Vielfalt von Lebewesen im Allgemeinen begrüßen.

Wie Hund und Kater

Marianne Schule, 2008

Das Buch erzählt von einer Freundschaft zwischen einem Hund und einem Kater; der Hund arbeitet als Techniker, der Kater ist Arzt. Sie wohnen zusammen und verstehen sich einfach gut. Doch eines Tages lesen sie in der Zeitung, dass Hunde und Katzen nicht miteinander auskommen, und dass dies sogar

wissenschaftlich bewiesen sei. Sie geraten in Streit und ziehen auseinander. Der Kater zieht zu einer Schulfreundin, einer Elster, die aber streitet sich ständig mit ihrem Mann, daher zieht er in eine Streifenhörnchen-WG, die streiten sich aber auch ständig. Schließlich fragt er seine Katerkollegen, ob er bei ihnen wohnen kann, die sind aber oberpingelig, sodass er nicht bei ihnen einzieht. Der Hund erlebt ähnliches bei einem Biberpaar, dann versucht er es bei einem Hundefreund, deren Schwestern ihn aber schnell nerven. Er sucht zwei Füchse auf, die er aus der Schulzeit kennt, das klappt nicht und auch bei Wölfen herrscht permanent Streit. Schließlich ziehen Hund und Kater wieder zusammen.

Katz und Maus

Tomek Bogacki, 1997; NY 1996

Mutter Maus erzählt ihren Kindern vom Leben, aber eine hörte nicht zu, war neugierig. Auch Mutter Katze erzählt ihren Kindern vom Leben,

aber eine kleine Katze hörte nicht zu. Die Tierkin- der treffen sich auf einer Wiese, und die Maus sagt: „Noch nie habe ich ein Tier gesehen, das so anders aussieht als ich.“ Die Katze sagt dasselbe. Die kleine Maus macht ein furchterregendes Gesicht. „Hast du Angst vor mir?“ fragt sie. Nein, sagt die Katze. Dann fangen sie an, gemeinsam zu spielen. Abends rufen die Mütter ihre Kinder. Die kleine Maus erzählt den Schwestern von der Katze. „Wie kann man nur Spaß mit einer Katze haben?“ Die Katzenbrüder: „Wie kann man nur mit einer Maus befreundet sein?“ Alle wurden neugierig, und am nächsten Tag spielen sie, bis abends die Mütter rufen.

Hund und Hase

Rotraut Susanne Berner, 2009, ab 3

Das Buch handelt von den Familien Hund und Hase, die – niemand weiß warum – seit jeher zerstritten sind. Für Familie Hund steht fest, alle Hasen sind Hasenfüße, und Familie Hase weiß, dass alle Hunde hundsgemein sind. Jeden Montag, Mittwoch und Freitag versammeln sich die Hund vor dem Haus der Hasen und singen „Falschen Hasen eß ich gern, echten noch viel lieber!“ Dienstags, donnerstags und samstags skandieren die Hasen: „Hier liegt der Hund begraben, denn keiner will ihn haben!“ Niemand weiß, wieso sich beide nicht leiden können. Doch beim Wettrennen kommen sich Hugo Hund und Hannes Hase näher, bestehen Abenteuer und werden Freunde.

Schlange und Eidechs

Joy Cowley & Gavin Bishop, 2009, ab 8

Schlange und Eidechs leben in der Wüste und sind eigentlich Feinde. Dennoch freunden sie sich langsam an, obwohl sie immer wieder mit Missverständnissen umgehen müssen: Eidechs hat Angst um das Leben seiner Freundin, als Schlange einen Frosch im Hals hat. Der wohlgemeinte Schlag auf den Rücken, der den Frosch befreit, macht Schlange aber wütend – ihr Abendessen hüpf davon. Auch Unterschiede sind nicht einfach nur nett: Während Schlange Eier unzerkaut verschlingt, verspeist Eidechs Insekten mit offenem Maul. Beide beobachten das Essverhalten des Anderen mit Abscheu und Ekel.

Ein Hoch auf Oskar

Graham, 2006

Aus dem Englischen stammt das Bilderbuch „Ein Hoch auf Oskar“. Es erzählt von dem Baby Oskar, das ein halbes Jahr alt geworden ist und nun einen halben Geburtstag feiert. Aus diesem Anlass gehen die Eltern mit Oskar, seiner Schwester Lilli und dem Dackel Boris in den Park, um dort zu picknicken. Die Menschen im Park bewundern Oskar: „Hinreißendes Lächeln.“ „Augen, ganz die Mama.“ „Die Nase hat er von seinem Papa.“ Dann stimmt seine Mutter ein Geburtstagslied an, und schließlich singen alle ParkbesucherInnen mit, woraufhin Oskar vor Begeisterung in die Hundefutterschachtel fällt. Abends werden die Kinder gebadet, und die Eltern tanzen im Wohnzimmer. Eine ganz normale Geschichte von einem wunderschönen Tag.

Die Bilder zeigen eine Schwarze Mutter, einen Weißen Vater und zwei dunkelhäutige Kinder, ohne das Schwarzsein zu skandalisieren. Zwar werden alle ParkbesucherInnen als Weiß dargestellt, ihre Kommentare zu Oskar sind aber nicht rassifizierend.

Huda bekommt ein Brüderchen

Eva Spanjardt & Suleman Taufiq, 2011

Es wird ein im Leben von Kindern normales Geschehnis geschildert: Huda, ein fünfjähriges Mädchen syrischer Abstammung, hat ein Brüderchen bekommen. Deshalb kommt ihre Oma aus Damaskus zu Besuch und hat, um das Baby willkommen zu heißen, köstliche Süßigkeiten mitgebracht. Außerdem verteilt sie Salz auf dem Fußboden, weil das Glück bringt. Huda möchte gern das Baby in den Kindergarten mitnehmen und den anderen Kindern zeigen, die Oma jedoch erklärt, dass ihr Bruder noch zu klein dafür ist. Stattdessen dürfen ihre FreundInnen aus dem Kindergarten zu ihr nach Haus kommen und das Baby anschauen. Zwar repräsentiert die syrische Oma das „typisch Syrische“, allerdings ist dies eingebettet in den Alltag von Hudas Familie in Deutschland, die nicht als die „Andere“ dargestellt wird – wenn auch die Illustrationen künstlerisch minderwertig sind.

Ein letztes Beispiel für ältere Kinder ab 6:

Krippenspiel mit Hund

Kirsten Boie, 1997

Aus der Perspektive eines Weißen Mädchens namens Lisa wird die Geschichte der Planung eines Krippenspiels erzählt. Eine Gruppe von Kindern will ein eigenes Krippenspiel aufführen. Sie verteilen die Rollen, wobei es mehrfach Diskussionsbedarf gibt. Jeremiah, ein Afro-Deutscher, will den Josef spielen, der türkisch-deutsche Metin widerspricht: Josef sei kein Schwarzer gewesen.

„Jeremiah hat gebrüllt, das war er aber doch. ‚Ihr kennt euch mit der Bibel ja nur nicht aus!‘, hat Jeremiah geschrien. ‚Da steht, das Jesus Gottes eingeborener Sohn war, und Eingeborene sind ja wohl schwarz!‘“ Die „Ich spiel aber nicht die Maria, wenn die gebenedeit ist und ich nicht weiß, was das heißt... Nachher ist das was Peinliches!“

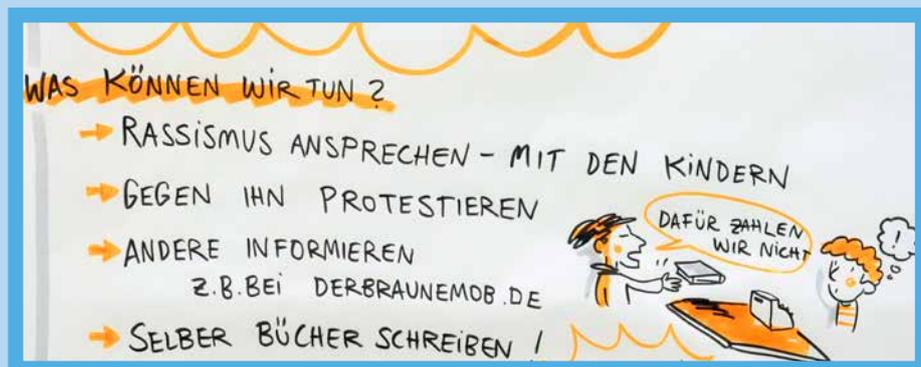
Schließlich einigen sie sich und führen das Krippenspiel erfolgreich auf.

Boie zeigt, wie man unverkrampft mit den Unterschieden umgehen kann. In ihrem Buch sind nicht die Weißen in der Überzahl.

Rassismussensible Kinderbücher:

- bieten Identifikationen für Kinder mit unterschiedlichen Vorerfahrungen und Familienkulturen
- regen Kinder an, ihren Horizont zu erweitern und etwas über die Vielfalt von Lebensgewohnheiten zu erfahren
- enthalten keine stereotypen und rassistischen Abbildungen oder Inhalte
- regen an, kritisch über Vorurteile und Diskriminierung nachzudenken
- helfen Kindern dabei, ihren „Gefühls-Wortschatz“ zu erweitern
- enthalten Beispiele, die Mut machen, sich gegen Diskriminierung und Ungerechtigkeit zu wehren





4. Was können wir tun?

Noah Snow, Autorin, Musikerin und Aktivistin fordert einen Generationenvertrag:

„Alle Kinder in Deutschland haben das Recht auf Kinderliteratur, in der sie nicht rassifiziert, als Beiwerk, Problem oder ‚fremd‘ dargestellt werden. Alle Kinder in Deutschland haben das Recht auf Kinderliteratur, die sie meint, ermutigt und erfreut.“

Trotz der enormen Wichtigkeit von Kinderbüchern wird leider noch oft seitens AutorInnen und Verlagen grundsätzlich davon ausgegangen, dass die Bereitschaft, rassismusfrei zu publizieren, auch schon automatisch die Qualifikation hierfür beinhaltet. Das sehen wir anders.

Publizierende PoC AutorInnen [alle, die Rassismuserfahrungen machen] gehen eine Selbstverpflichtung ein, in ihrer Schaffenslaufbahn zumindest ein Kinderbuch zu schreiben. Die erste Selbsterklärung gebe ich hiermit gern freiwillig ab. Und rufe laut: Alle mitmachen!“⁵

Kinder haben ein Recht auf Bücher, die ihnen helfen, die Welt, die sie umgibt, zu verstehen. Kinderbücher sollen sie darin unterstützen, Vielfalt wahrzunehmen, sie Wert zu schätzen und Ungerechtigkeiten entgegen zu treten. Kinderbücher sollen zum Leben ermutigen.

Rassistische Kinderbücher schaden allen Kindern, weil sie ihnen Lügen von angeblicher Höher- und Minderwertigkeit erzählen. Rassistische Kinderbücher stellen die Welt als rein Weiß dar, eine Welt die nicht existiert. Sie gaukeln Kindern etwas vor, das ihnen nicht hilft, sich mit Unterschieden wohl

⁵ www.derbraunemob.de

zu fühlen. Der Mythos einer rein Weißen Normalität, der die Mehrzahl deutscher Kinderbücher prägt, beschädigt die Integrität *aller* Kinder – auch die der Weißen.

Astrid Lindgren fragte einmal: „Könnten wir nicht versuchen, eine ganz neue Art Mensch zu werden? Wie aber sollte das geschehen, und wo sollte man anfangen? Ich glaube, wir müssen von Grund auf beginnen. Bei den Kindern.“⁶

Ja, wir müssen von Grund auf beginnen, aber nicht bei den Kindern, sondern bei uns, den Erwachsenen. Natürlich können wir uns nicht in ganz neue Menschen verwandeln, aber wir können uns ändern.



⁶ Astrid Lindgren, Rede anlässlich der Entgegennahme des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels am 22. Oktober 1978 in der Frankfurter Paulskirche.

1

VISUALISIERT VON
KA SCHMITZ
WWW.BEIDHÄNDIG.DE

RASSISMUS IN KINDERBÜCHERN



DR. ESKE WOLLRAD



Eine der letzten Bastionen weißer Vorherrschaft

RASSISMUS: TEIL KINDLICHER LEBENSWELT

WER FÄHRT DEN BUS?
WER PUTZT DAS KLO?



STRUWWELPETE



"DIE GESCHICHTE VON DEM SCHWARZEN BUBEN"

→ PROTAGONIST BLEIBT NAMENLOS

→ SCHWARZ-SEIN ALS MAKEL

PIPPI LANGSTRUMPF



BAND 3: ANSAMMLUNG VON RASSISTISCHEN STEREOTYPEN

→ SELBST-ERNIEDRIGUNG SCHWARZER KINDER

→ LÜGEN IN KONGO GELERNT

→ SELBSTVERSTÄNDLICHKEIT WEISSER VORHERRSCHAFT

NACH VIELEN PROTESTEN GEÄNDERT: DAS N-WORT

(KOLONIALE BILDER BLEIBEN ABER ERHALTEN)

PROBLEMLOS "ZENSIERT":



PC-EIFERER!



NICHT RASSISMUS WIRD ANGEPRANGERT, SONDERN SEINE KRITIKER*INNEN

KLASSISCHE ABWEHR-STRATEGIEN

→ "IST LUSTIG GEMEINT"

→ "DARUM GEHT'S DOCH GAR NICHT"

→ "DAS WAR DAMALS NORMAL"

→ "SIE SIND ÜBEREMPFINDLICH"

HEUTE WEISS MAN: ASBEST IST GIFTIG



② JEDES 3. KIND
IN DEUTSCHLAND
HAT EINEN MIGRATIONS-
HINTERGRUND...



WARUM IST DAS
NICHT AB-
GEBILDET?



... ALS ICH
HEIMLICH
SEIFE ASS...

Trauma
Schwarzer
Kinder

DIE AFRODEUTSCHE POETIN
MAY AYIM
BAT IHRE PFLEGEMUTTER
SIE „WEISS ZU WASCHEN“
(MIT 5 JAHREN)

PRÜF-FRAGEN

- AUS WESSEN PERSPEKTIVE WIRD ERZÄHLT?
- HAUPTPERSON?
- WER IST AKTIV?
- WER PROBLEMLÖSEND?
- IDENTIFIKATION FÜR POC MÖGLICH?
- VIELFALT NORMAL?

MAGO + DER
GROSSE GRAVE
ELEFANT

Wer anders ist,
muss was Besonderes
haben um mitzu-
spielen

MONI & DER
MONSTER-
AFFE

Menschenfresser-
Klischees

DER KLEINE
SCHWARZE
KÖNIG

Selbst-Kolonisierung
Gut = hell

VIMALA
GEHÖRT
ZU UNS

Wer ist wir?
Weiße Perspektive
Weiße Kinder helfen
& entscheiden sich für
eine Schwarze Person

WO
STECKT
CHARLY?

neu: Vielfalt
POC im Hintergrund

GIFTSCHRANK!

KEIN LEBENDIGES
IST EIN EINS
IMMER IST'S EIN
VIELES.

J.W. GOETHE



HADIJA HARUNA

Worte verfestigen Bilder und Sprache macht Rassismus: Eine Handlungsanleitung für einen kritischen Sprachgebrauch

Hadija Haruna

Dossier: Perspektiven auf Sprache, Medien und Rassismus

Auszüge aus Beiträgen der Journalistin Hadija Haruna

Auszüge aus dem Bericht „Berliner Zustände 2012“ – Schwerpunkt: Medien und Rassismus, erschienen 2013.

Herausgeber: Mobile Beratung gegen Rechtsextremismus Berlin (MBR) und dem Antifaschistischen Pressearchiv und Bildungszentrum Berlin e.V. (apabiz) <http://bit.ly/1okMzUS>

Genormt und verformt – wie rassistisch sind die Medien?

Sprache konstruiert Wirklichkeit. Sie strukturiert alle Bereiche gesellschaftlichen Lebens. Was bedeutet das genau? Ein Mensch, eine Frau, ein Flüchtling: Welche Vorstellungen werden mit diesen Begriffen verknüpft? Und: Welchen Unterschied machen Begriffe wie: Häuptling, Stammesführerin oder Volksvertreter? Was vermittelt die Überschrift: „Afrika versinkt im Elend“?

Rassismus in Wörtern und Bildern

Wer sich mit dem Thema Rassismus in den Medien auseinandersetzt, muss sich die Frage nach seinem Wesen, seiner Sprache und seiner Funktion stellen. Zeitungen, Radio und das Fernsehen transportieren Meinungen, bilden sie ab und übernehmen alltägliches Denken. Sie stellen Deutungsangebote bereit, mit denen sie Einfluss darauf üben, was in der Gesellschaft als relevant gilt und was nicht. Medien haben eine Autoritätsfunktion und schaffen Identifikation. Sie spitzen zu und reproduzieren Bilder und Haltungen einer Gesellschaft – auch rassistische. Das zeige sich auch in der Sprache und Darstellung von Schwarzen Menschen, denen bestimmte Rollen zugeschrieben werden. Wer die Medienlandschaft analysiert, stößt nicht selten auf „versteckte Rassismen“. Die Gründe dafür sind vielfältig: Unwissenheit, Desinteresse oder weil bestimmte Bilder zwar eine lange, rassistische Vorgeschichte haben, aber für viele einfach immer schon so waren und wenige sie hinterfragen.

Es macht Sinn, sich sprachkritisch mit Texten und deren Bildern auseinanderzusetzen. Sechs Jahre war von „Döner-Morden“ die Rede, weil hinter der Mordserie Täter aus dem türkischen Drogenmilieu vermutet wurden. Dabei töteten die Mitglieder des rechtsextremen „Nationalsozialistischen Untergrunds“ (NSU) zehn Menschen. Als diese Wahrheit 2011 ans Licht kam, zierte der Begriff noch eine Weile die Schlagzeilen. Bis die Einsicht über seinen verharmlosenden und rassistischen Charakter kam und der Begriff zum Unwort des Jahres 2011 gewählt wurde. Leider hat diese Erkenntnis zu keinem generellen medialen Umdenken oder mehr Reflektieren über das gesellschaftliche (Selbst)Bild und Rassismus in



der deutschen Sprache geführt. Noch immer gibt es zuhauf diskriminierende und rassistische Unwörter und Bilder, die rege gebraucht werden.

Wer bestimmt, was rassistisch ist: Blackfacing

Die Wahrnehmung in der weiß-deutschen Kultur- und Medienlandschaft ist von einer beharrlichen Deutungshoheit über das geprägt, was als rassistische bezeichnet wird. Nicht sein kann, was nicht so gemeint ist. Dieser Argumentation begegnen Schwarze Menschen immer wieder, wenn sie versuchen auf rassistische Praxen aufmerksam zu machen. Wie zum Beispiel in der 2011 aufgekommenen Mainstream-Debatte über das an deutschen Theatern praktizierte so genannte „Blackfacing“⁷. Im November 2011 wurde dem Deutschen Theater in Berlin die Aufführungsrechte für das

7 Es bezeichnet eine rassistische Schauspieltradition, bei der weiße Menschen schwarz geschminkt werden. Diese Tradition geht auf die amerikanischen „Minstrel Shows“ von 1830 zurück, bei der bemalte Weiße das Klischee vom ewig fröhlichen Schwarzen verkörperten. Das rassistische „Stilmittel“ wurde auf den Bühnen der USA der 1920er Jahre eingesetzt, um Schwarze Menschen lächerlich zu machen und um ihnen gleichzeitig den Zugang zu den Bühnen zu verwehren. In den USA gilt Blackface bis heute als Symbol für das Trauma des Rassismus und der Sklaverei. Doch die rassistische Maskerade ist kein rein amerikanisches Stilmittel. In der britischen und französischen Kultur gilt sie als Ausdruck des Rassismus in der Kolonialzeit. Karikierende oder stereotypisierende Darstellungen von Afrikanern gehören beispielsweise zur frühneuzeitlichen Karnevalstradition oder der Darstellung Schwarzer Menschen in DEFA-Filmen. Für Aufregung sorgte zuletzt Günter Wallraff, der sich 2009 für seinen Film „Schwarz auf Weiß“ in einen Afrikaner verwandelte. Übertragen auf die aktuelle Situation in Deutschland – wo laut der Erfahrungen Schwarzer Schauspieler_innen zu wenig Rollen zur Verfügung stehen, um sie in einem Ensemble zu beschäftigen – ist „Blackfacing“ ein Ausdruck dieser Ausgrenzung. Anders als in England oder Amerika ist es in Deutschland für Schwarze Schauspieler bis heute schwer, im Theater Fuß zu fassen. Während in England ein Schwarzer Macbeth heute zum Theateralltag gehört und viele Schwarze Schauspieler in Ensembles beschäftigt werden, sind sie in Deutschland weiter auf wenige Rollen festgelegt. Zudem wird die Geschichte des Rassismus fortgesetzt, wenn man weiße Schauspieler schwarz schminkt – auch wenn sie den Charakter nicht ausdrücklich minderwertig darstellen.

Stück Clybourne Park wieder entzogen, unter anderem, weil der Autor, Bruce Norris, des Stückes „Blackface“ ablehnte und nicht wollte, dass sein Stück damit in Verbindung gebracht wird. Einen größeren medialen Aufschlag brachte aber die weiterführende Debatte Anfang 2012, als der weiße Schauspieler Joachim Bliese für eine Rolle als Schwarzer Rentner in „Ich bin nicht Rappaport“ am Steglitzer Schlosspark schwarz geschminkt wurde. Kurz darauf: In Michael Thalheimers Inszenierung von Dea Lohers Stück „Unschuld“ am Deutschen Theater treten, so der Text, zwei „illegale schwarze Immigranten“ auf, die an diesem Abend mit schwarz angemalten Gesichtern und dicken, rot bemalten Lippen gezeigt werden. Schwarze Aktivist_innen und Kulturschaffende aus den unterschiedlichsten Bereichen wollen sich mit dieser Situation nicht zufriedengeben. Die Medien berichten unterschiedlich, nicht immer mit Verständnis über den Sturm der Entrüstung und geben der Debatte über die Grenzen künstlerischer Freiheit ein öffentliches Gesicht. Zahlreiche Gruppen und Initiativen formieren sich, um



eigenen Produktionen auf die Beine zu stellen und weiterhin Kritik an der deutschen Kultur- und Medienlandschaft auszuüben. Die aus der Kampagne gegen „Blackfacing“ hervorgegangene Gruppe „Bühnenwatch“ ist inzwischen eine feste Konstante in der Diskussion um Rassismus an deutschen Theaterhäusern. Beispielsweise demonstrierten über 40 Aktivist_innen, indem sie während einer Vorstellung von „Unschuld“ am Deutschen Theater demonstrativ den Saal verließen.



Koloniale Altlasten: Die N-Wort Debatte

In Deutschland wird nicht gerne über Rassismus gesprochen, was sich in der mangelnden Aufarbeitung der kolonialen Geschichte Deutschlands zeigt. Ein Beispiel dafür ist auch die mediale Verrenkung, mit der 2012/2013 auch der Fortbestand diskriminierender Begriffe in Kinderbüchern verteidigt wurde. Die Mainstream-Debatte wurde durch ein Interview mit Bundesfamilienministerin Kristina Schröder und der Entscheidung des Thienemann Verlags ausgelöst, der entschieden hatte, diskriminierende Wörter wie das N-Wort⁸ aus Otfried Preußlers „Kleine Hexe“ zu streichen. Zeit-Journalist Ulrich Greiner empörten sich daraufhin, wie man „in der menschenfreundlichen Absicht, auf

.....
8 Aufgrund der despektierlichen Natur des N-Wortes wird durchgängig auf die Reproduktion verzichtet. Das N-Wort weist eine lange gewaltvolle Geschichte auf. Erinnerung sei an das Lied und die Geschichte der „zehn kleinen N.-lein“ von 1884. Das Jahr, in dem in Berlin die „Kongokonferenz“ über die Aufteilung Afrikas am grünen Tisch entschied. Zusammen mit dem deutschen Imperialismus prägte sich mit dem N-Wort ein zunehmend herablassender Blick auf Schwarz positionierte Menschen ein, den schon Kant in seinen Vorlesungen 1791 skizzierte: Sie seien wie Kinder und benötigten Erziehung, zudem hätten „die N. von Afrika [...] von der Natur kein Gefühl, welches über das Läppische stiege.“ Immer wieder wurde unter Zuhilfenahme von damals noch für wissenschaftlich gehaltenen Thesen darauf hingewiesen, dass dem „N“ bestimmte stereotypische Eigenschaften „angeboren“ seien: „naturnah“, „wenig intelligent“, „impulsiv“ oder „wild“. Diese klar rassistischen Ansichten tragen ihre Spuren bis in die heutige Zeit hinein.

die Gefühle von Minderheiten Rücksicht zu nehmen“ zur „Zensur“ greife. Ob wir auf dem Weg zur Trottelssprache wären, fragte Spiegel-Autor Jan Fleischauer. Zuletzt machte ARD-Buchmann Denis Scheck in Blackface-Tradition, schwarz angemaltem Gesicht und weißen Handschuhen ganz offen eine Anspielung auf die rassistische Tradition der Minstrel-Shows. Auf die „Absurdität der Diskussion“ habe er mit Mitteln der Satire reagieren wollen, hieß es in einer Erklärung.

Das N-Wort steht als Beispiel einer verdrängten Geschichte

Die Begegnung mit dem N-Wort zählt zu den alltagsrassistischen Erfahrung Schwarzer Menschen – aus langer Tradition. Grada Kilomba, Professorin für Postkoloniale Studien, definiert sie in ihrem Essay „das N-Wort“ als Reinszenierung kolonialer Szenen, die das Gefühl von Unterlegenheit vermitteln. Erinnerung sei an den Völkermord der Deutschen an den Herero und Nama im heutigen Namibia Anfang des 20. Jahrhunderts. Damals und später zählte Rassismus zum guten Ton und die Welt wurde von Kolonialismus und Antisemitismus geprägt. Es war normal, bestimmte Menschen abzuwerten und ihnen Namen zu geben. Schwarze Menschen in Deutschland wurden nicht dazu befragt und werden es heute auch nicht. Stattdessen werden sie zu Fremden gemacht, die aus der Minderheitenecke rufen und sich am deutschen Kulturgut vergreifen wollen. Dabei sind in Deutschland seit vielen hundert Jahren nicht alle Menschen weiß und damit auch nicht alle Leser.



„War nicht so gemeint.“ Oder ein: „Sei doch nicht so empfindlich.“ sind gängige Antworten, die auf Kritik an Sprache und Darstellung folgen. Das zeigte sich auch in der so genannten Kinderbuchdebatte. Unzählige Talkrunden und Kommentare wurden zum Thema Political Correctness verfasst



und der Frage, ob und wann sie sein muss. Die Frage: Muss mit dem N-Wort ein Teil des deutschen Kulturgutes bewahrt werden? „Die kleine Hexe ist ein Synonym für eine innere Leitkultur, die nicht auf Veränderungen reagieren will“, schrieb der „Süddeutsche“-Feuilletonchef Andrian Kreye. Politische Korrektheit beschreibt er als Kampfbegriff, mit dem man nichts anderes als ein Gerechtigkeitsverständnis diskreditiere. „Was macht ein Kinderbuch zum zeitlosen Kunstwerk? Ist es die packende Geschichte, die spannende Sprache – oder die Aura des Originals?“, fragt Daniel Bax in einem taz Artikel. Der Direktor des Instituts für Jugendbuchforschung Hans Heino Ewers wirft der Literaturkritik „Scheinheiligkeit“ vor und erklärt in einer Stellungnahme, dass zeitgemäße, sprachliche Anpassungen in Kinderbüchern wichtig und alltäglich sind, weil Kinder abwertende Begriffe auf sich selbst und auf andere beziehen. Grimms Märchen etwa würde kaum jemand im Original vorlesen. Michael Ende nannte noch zu Lebzeiten in Jim Knopf das Land „China“ in „Mandala“ um, weil er sich mit dem System dort nicht identifizieren konnte. Charles Dickens strich in späteren Auflagen von „Oliver Twist“ antisemitische Untertöne.

Die Entstehung der Anderen

Diskriminierende Begriffe für Menschen, Bilder von kopftuchtragenden Frauen mit mehreren Kindern und einer Aldi-Tüte in der Hand, falsche Zahlen was die Zuwanderung von Menschen aus Rumänien und Bulgarien angeht, in denen die Herkunft der Täter thematisiert wird oder die subtile Beeinflussung durch Polizeimeldungen, obwohl der

Pressekodex die Erwähnung von Nationalität oder Aussehen missbilligt, außer es handelt sich um eine Fahndungshilfe. All diese medialen Darstellungen haben sich in den letzten Jahren nicht geändert. Die Art der Stereotypisierung Schwarzer Menschen in den Medien bezeichnet Kilomba als „Dezivilisierung“ und „Primitivierung“. Sie verkörpern meist Gewalt und Strukturlosigkeit, während die Mehrheitsgesellschaft als das genaue Gegenteil gilt. Der Grund dafür ist geschichtlich verankert.

Um das gesellschaftspolitische Konzept der Sklaverei und des Kolonialismus zu legitimieren, erfand Europa vor hunderten Jahren „sein Afrika“. Konstruiert wurde ein Bild des Kontinents als das homogene und unterlegene „Andere“, das der „Zivilisierung“ bedarf. Die Sprache war dabei ein wichtiges Kriterium, was sich in der kolonialen Benennungspraxis zeigt, die Selbstbezeichnungen gänzlich ignorierte. So sind es auch heute Bilder des sogenannten „schwarzen Kontinents“, in denen sich Sehnsüchte von Safari-Tourismus und unberührter Wildnis mit grausamen Kriegsbildern und denen von Goldkettchen behangenen Gangstern oder lustigen Dummköpfen ohne Persönlichkeit vermischen. So kommt es auch, dass in den wenigsten Fällen Schwarze Menschen in der Berichterstattung intellektuell oder im Fernsehen nur in Ausnahmefällen als Anwälte oder Lehrer zu sehen sind. Hinzu kommt der Exotismus, als eine Form von Rassismus, der Schwarze Menschen „positiv“ kategorisieren soll: Zum Beispiel damit, dass sie von Natur aus tanzen oder singen könnten, ausgelassen oder temperamentvoll seien.



Ein Blick auf die thematische Darstellung „Afrikas“ zeigt beispielsweise, dass sie seit Jahrzehnten dieselbe ist. So wiederholen sich die Stereotypen des Kontinents und die permanente Überbetonung von „Schwarzsein“, verewigt das kolonialhistorische Bild von „Afrika“ als Innbegriff der „Dunkelheit“. Die Assoziation von „schwarz“ mit dem Bösen und Irrationalen und „weiß“ mit dem Guten und Vernünftigen reicht bis in die Antike und die Anfänge des Christentums zurück. Die Kategorien „Schwarz“ und „weiß“ wurden Teil eines Systems, in dem sich Kolonisierende und Kolonisierte gegenüberstanden. Die Unterscheidung von Schwarz und weiß ist hierbei nicht als Beschreibung von Hautfarbe zu verstehen, sondern als ein gesellschaftliches Machtverhältnis. Es geht nicht darum, wie Rassismus empfunden wird, sondern darum, wer ihn definiert. Doch ist er erwiesenermaßen ein Phänomen der Mitte. Menschen können rassistisch handeln oder sich einer rassistischen Sprache bedienen, obwohl Schwarze Menschen zu ihrem sozialen Umfeld gehören, sie Neonazis verabscheuen und die Verbrechen des Holocausts verurteilen. Eine derartige Argumentationsrichtung lässt sich oft in den Medien ablesen: So wird einerseits in Beiträgen der Neonazi kritisiert, weil auf den naturgemäß keiner etwas hält. Und andererseits wird über „Farbige“⁹ geschrieben oder unverkrampt das N-Wort für Schlagzeilen,

9 mehr zur Begriffsbeschreibung im folgenden Leitfaden „Schreiben über Schwarze Menschen“

Buchtitel zu Marketingzwecken gebraucht und immer wieder reproduziert. Die ZEIT erinnerte in ihrem vieldiskutierten Dossier zur Kinderbuchdebatte mit dem Titel „Kinder, das sind keine N*“ auch an die Veröffentlichung von Axel Hackes Buchreihe: „Der weiße N* Wumbaba“ von 2004 und seine Fortsetzung in 2007¹⁰.

Das Bild von Afrika

Obwohl der Fokus zwischen Aids, Korruption, Hungersnöten und Konflikten heute mehr als früher variiert, sind doch die meisten Themen der Afrikaberichterstattung meist noch Teil eines Klischees. Es entsteht der Eindruck, dass es egal ist, aus welchem afrikanischen Land berichtet wird, da dort überall die gleichen negativen Probleme zu beobachten sind. Diese Verallgemeinerungen beruhen vornehmlich darauf, dass medientaugliche Einzelfälle fortwährend als Bestätigung und Erweiterung der bekannten,

10 Auf dem Cover ein dickbäuchiger „weißer Afrikaner“ mit dicken Lippen im Buschrock und Knochen im Haar. Im Buch geht um das Missverstehen gesungener Texte. Eine lustige Geschichte, ein guter Buchtitel, eine surreal-poetische Figur auf dem Cover meinten die einen. Andere schrieben Briefe und beschwerten sich, fühlten sich an koloniale Darstellungen erinnert und fragten zu Recht: Warum braucht es diesen Titel, dieses Bild - derart prominent? Axel Hacke kann den Aufreger auch in seinen Ausführungen in 2013 in der ZEIT nicht verstehen.

erwarteten und begreifbaren Klischees inszeniert werden. Deshalb wird „Afrika“ auch heute noch vom Großteil als homogener, gleich bleibender Raum konstruiert, der sich aus den 48 Ländern „südlich der Sahara“ zusammensetzt, was zu einer Einteilung in zwei Afrikas führt. Der Begriff macht spezifische Ländernennungen oder eine Unterscheidung zwischen Regionen unnötig. Nur so lässt sich erklären, warum zig Zeitungen über Geschichten aus „Afrika“ (ohne Stadt, Land oder Region zu nennen) berichten oder warum „Afrika“ im selben Atemzug mit einzelnen Ländern aufgelistet wird. Es bleibt das alte Bild: Afrika hat wenig oder nichts. Dabei ist der Schluss oftmals, dass dieses Nichtshaben auf ein Nichtskönnen zurückzuführen ist. Im besten Fall kann „den“ Afrikanern dann Mitleid entgegen gebracht werden.



Respekt oder ein Gefühl der Gleichwertigkeit sind im Licht dieser Darstellung so gut wie ausgeschlossen. Reduziert auf Krisen und subtil unterstellte Unfähigkeit à la Schwarze Menschen haben wenig aus sich gemacht, so das diskriminierende Bild. Doch ist ein Klischee erst einmal da, ist es schwer es wegzubekommen. So spiegelt die Darstellung Schwarzer Menschen oder People of Color¹¹ auch ihre Alltagsdiskriminierungs-Erfahrungen wieder. Spärliche Veränderungen des öffentlichen Afrika-bildes belaufen sich meist auf leere Political Correctness. Eindeutig kolonialistisch geprägte Begriffe wie „Rasse“ oder „Stamm“ werden zum Teil durch weniger vorbelastete Ausdrücke ersetzt

und finden doch immer wieder Verwendung. Die diskriminierende und problematische Bedeutung um Begriffe wie „N*“, „Stamm“ oder „Schwarzafrikaner“ sind im deutschen Mainstream wenig bekannt, genau wie die Hintergründe etwaiger Missstände, und eine eigene, europäische, deutsche oder weiße Implikation werden selten hinterfragt. Die weiße Mehrheitsgesellschaft gilt als die vorherrschende Normalität bei der Berichterstattung und Wörter leisten ihren Beitrag dazu, sie zu privilegieren und Schwarze Menschen oder People of Color auszugrenzen. Auf ihre vermeintliche Herkunft wird verwiesen, um sie als Fremde im eigenen Land zu platzieren. Für das weiße Deutschland und Europa ist es wichtig, dass Afrika und ihm zugeschriebene Menschen „arm, exotisch und chaotisch“ bleiben. Nur so kann sich die Mehrheitsgesellschaft in Deutschland als rational und nicht- stereotypisiert herstellen und der Status quo in den Beziehungen zwischen „Süden“ und „Norden“ erhalten bleiben... (Mehr zum Thema Afrika-Berichterstattung im Leitfaden „Schreiben über Schwarze Menschen“)

Die Verantwortung liegt bei den Autoren und Redaktionen

Was ist Redaktionen bei der Berichterstattung wichtig, wen sehen sie als ihr Publikum und welche Verantwortung übernehmen sie für ihre Darstellung? Warum sich selbst renommierte, bildungsbürgerliche mediale Stimmen bei vielen der Ausdrucksweisen nicht entrüsten, wird durch unterschiedliche Aspekte deutlich. Für viele Medien ist es einfacher, bestimmte Vorurteile zu bestätigen als gegen sie anzuschreiben. Zumal die Rezipienten sich durch ihre Medien bestätigt fühlen wollen. Viel vom Rassismus in den Medien ist durch das Heischen nach Schlagzeilen bedingt, weil das Markieren von Menschen als „die Anderen“ oft viel interessanter als die „Norm(alität)“ erscheint. Zudem bergen rassistische Aussagen nicht selten auch das Potential für eine gute Story. Studien zeigen, dass es dabei nicht vorrangig um einen Tabubruch geht, der die Leser oder Zuschauer anlocken soll, sondern erst, wenn rassistische Aussagen als gesellschaftlich anerkannt gelten, können sie ihr Potenzial für eine medienwirksame Polemik entfalten.

.....
11 People of Color (PoC) ist eine selbstgewählte Bezeichnung von Menschen mit Rassismuserfahrung.

Der Selbstcheck und Hinweise für einen kritischen Sprachgebrauch

Auszüge aus dem in Zusammenarbeit mit Jamie Schearer verfassten „Leitfaden für einen rassistuskritischen Sprachgebrauch“ (2013). Herausgeber: AntiDiskriminierungsBüro Köln. <http://bit.ly/1tq4UTD>

Eine entscheidende Rolle spielt also bei der Berichterstattung, wer und was inhaltlich zur Sprache kommt und wer eine Handlungsposition einnimmt. Bis heute zeigt die deutsche Afrikaterminologie, dass sich der koloniale Diskurs nachhaltig in die Gesellschaft eingeschrieben hat. Rassismus-frei wäre es, Schwarze Charaktere in ihrem normalen Alltag darzustellen ohne auf phänotypische Merkmale besonders aufmerksam zu machen und die Wortwahl der Beschreibung bestimmter Kontexte zu achten und beispielsweise gebräuchliche Wörter zu verwenden. Tatsächlich verändern können sich die Diskurse nur, wenn aus einer anderen Position geschrieben und damit die durchgesetzten Bedeutungen und Vorstellungen herausgefordert werden. Um das Afrikabild in Deutschland von seinen kolonialen Fesseln zu lösen und eine ernsthafte Auseinandersetzung mit Politik, Gesellschaft und Kultur der 53 afrikanischen Länder zu ermöglichen, ist es unabdingbar, sich vom rassistischen und kolonialen Afrikavokabular zu trennen aber nicht, ohne sich mit dessen Geschichte und Funktion auseinander zu setzen. Nur das Bemühen, die vielgestaltigen Länder des afrikanischen Kontinents realistisch und differenziert darzustellen, kann neo-kolonialistische Bilder, die das weiße Selbstverständnis rechtfertigen, aus der deutschen Öffentlichkeit verbannen. Daher:

- Kommentieren und ordnen Sie Zitate kritisch ein, sollte eine Reproduktion von rassistischen Diskursen oder Begriffen unvermeidlich sein.
 - Öffnen Sie den Diskurs und lassen Sie auch Schwarze Menschen zu Wort kommen, wenn es um ihre Themen geht.
 - Es gibt viele Expert_innen und Interessensverbände, die Auskunft bieten. Hinterfragen Sie sich selbst!
 - Welche Bilder und Assoziationen schaffen Sie in den Köpfen Ihrer Leser_innen mit Ihren Ausführungen – selbst wenn Sie das nicht wollten.
 - Respektieren sie politische Selbstbezeichnungen – nutzen Sie das Wort „Schwarz“ zur Bezeichnung, auch wenn es Ihnen komisch erscheinen mag – aber nur, wenn es einer Beschreibung der gesellschaftlichen und politischen Positionierung auch wirklich bedarf. Benutzen sie nicht das N-Wort, „Farbige“ oder sonstige kolonialrassistische Erbstücke der deutschen Sprache.
- Zur Selbstüberprüfung persönlicher Bilder nutzen Sie den Rollentausch!
 - Setzen Sie jeweils „weiße Menschen“ in den jeweiligen Kontext ein, um zu entscheiden, ob sie sich dann immer noch so ausdrücken würden.
 - Vermeiden Sie Zitate, die aus Protagonisten zu „Anderen“ oder „Fremden“ machen, die Hierarchien zwischen weißen und Schwarzen Menschen aufbauen oder rassistische Begriffe oder Bilder enthalten (auch wenn sie gut gemeint sind).



Rassismus-Debatte: Wer ist hier empfindlich?

Auszüge aus einem Meinungsstück für den Mediendienst Integration. Erschienen im Januar 2013 zu Beginn der Debatte um diskriminierende Begriffe in Kinderbüchern <http://bit.ly/1rzkev5> Ein gekürzter Beitrag erschien auch in einer Veröffentlichung der Antidiskriminierungsstelle des Bundes. <http://bit.ly/1uGsOeB>



Endlich ist die Debatte um rassistische Sprache in Kinderbüchern im Mainstream angekommen. Sie ist nicht neu. Seit Jahrzehnten versuchen Menschen in Deutschland, dieses Thema öffentlich zu machen. Jahrelang schrieben Eltern und Institutionen wie „der braune Mob“ Verlage an, und versuchten gegen den Rassismus in der deutschen Sprache anzugehen. Dass darüber in den bildungsbürgerlichen Wohnzimmern und Zeitungen jetzt eine Empörungswelle entbrannt ist, verwundert...

Ich frage mich, warum reagiert eine Gruppe in Deutschland so empfindlich? Seit wann muss mit dem N-Wort ein Teil des deutschen Kulturgutes

bewahrt werden? Längst hat die Debatte nicht mehr nur mit Literatur zu tun. Auf unzähligen Facebookseiten und in Kommentarfeldern wird über die Nutzung des Worts an sich diskutiert. Gefährliches Halbwissen kursiert über die „echte“ Geschichte seines Ursprungs.

Spiegel Autorin Dialika Neufeld teilt diese Diskutanten treffend in drei Gruppen ein: Die „aus Prinzip N-Sager“, die „Problem-Leugner“ und diejenigen, die sich allein um den Schutz des Originals sorgen. Auch ich fühle mich an endlose Diskussionen und Abwehrmechanismen erinnert, die aufkommen, wenn ich Mitmenschen darauf hingeweise, dass das N-Wort – zumindest in

meiner Gegenwart – doch bitte nicht verwendet werden soll.

Auch, wenn es derzeit als antiquierter Wortschatz dargestellt wird: Veraltet ist das Wort nämlich nicht. Im Gegenteil: Das N-Wort wird rege von weißen Menschen verwendet, die sich bei der Anwesenheit schwarzer Menschen mit den Worten „War nicht so gemeint“ entschuldigen oder abwehren mit „Sei doch nicht so empfindlich.“ Interessant ist, dass besonders Journalisten und Autoren überraschend uninformiert scheinen, obwohl Sprache ihr tägliches Geschäft ist. So wird das N* in Medien und Büchern zu Marketingzwecken instrumentalisiert und immer wieder reproduziert.

Sind wir ehrlich. In Wirklichkeit geht es nicht um Zensur. Denn gegen andere sprachliche Modernisierungen in Verlagen hatte offenbar auch niemand etwas auszusetzen. Wer jetzt mit dem Erhalt des „Originals“ argumentiert, sei daran erinnert, dass es schon längst modernisierte Übersetzungen gibt. Zudem haben die derzeit diskutierten Streichungen nicht einmal eine ästhetische Konsequenz. Es geht hier um eines: um Wörter, die damals wie heute rassistisch waren. Nur dass früher Rassismus zum guten Ton zählte.

Was oft vergessen wird: Deutschland hat nicht nur den Holocaust, sondern auch eine Kolonialgeschichte hinter sich. Eine Zeit, die ebenfalls mit Unterdrückung, Gewalt und Mord einherging. Erinnert sei an den Völkermord der Deutschen an den Herero und Nama im heutigen Namibia Anfang des 20. Jahrhunderts. Die Sprache und Bilder über schwarze Menschen aus dieser Zeit prägen uns bis heute. Das N-Wort hat seine Wirkungsmacht nicht verloren.

Ist es wirklich erstrebenswert, Kindern eine rassistische Weltsicht zu vermitteln? Sie sind nicht dumm. Und gerade deswegen ist es so gefährlich. Sie verinnerlichen die Werte und Moral, die sie durch Bücher transportiert bekommen und tragen sie erfahrungsgemäß in ihre Klassenräume.

Entstanden war die Debatte durch ein Interview von Frau Schröder mit der Zeit, in dem sie geäußert hatte, ihrem Kind das N-Wort nicht vorzulesen. Die Journalistin Jeannine Kantara hatte damals in einem Kommentar bereits auf einen Aufsatz von der Professorin Maisha-Maureen Eggers von der Fachhochschule Magdeburg-Stendal hingewiesen. In „Pippi Langstrumpf – Emanzipati-

on nur für weiße Kinder?“ beschreibt Eggers wie „schwarze Kinder als stumme, handlungsabhängige Figuren konstruiert“ und so koloniale Bilder vom unterwürfigen „Eingeborenen“ am Leben erhalten werden. Diese Botschaft verstehen alle Kinder – weiße wie schwarze. Ersteren wird dabei beigebracht, wer N* sind und dass man sie damit beleidigen kann. Letzteren wird vermittelt, dass sie die N* sind. Beide fühlen das Machtverhältnis subtil, das mit dem Wort und der Botschaft verbunden ist.

Wie schön wäre es, wenn wir uns darauf einigen könnten: Raus mit den kolonialen Altlasten! Dann bräuchten Kinder vor dem Schlafen gehen keine diskriminierenden Wörter mehr vorgelesen bekommen, deren verletzende Bedeutung erst erklärt werden muss, wie es jetzt viele raten. In der Hoffnung, dass Kinder diese doppelte Ansprache richtig verstehen und die Wörter dann nicht doch in ihrem Alltag benutzen.

Stattdessen verschiebt sich die Debatte und es wird die Political-Correctness-Keule geschwungen. Was steckt dahinter? Die Angst, sich von den eigenen Vorurteilen verabschieden zu müssen, das Gefühl, sich um die eigene Kindheit betrogen zu fühlen? Oder vielleicht die Tatsache, dabei ertappt worden zu sein, weil man sich selbst nicht an den Formulierungen stört – sie unter Umständen noch heute verwendet?

„Zeitgemäß“ nennt der Thienemann Verlag seine Entscheidung. Ich nenne es verantwortungsvoll. Um sich darauf einzulassen, braucht es Offenheit und Empathie — und die Anerkennung der Tatsache, dass in Deutschland nicht alle Menschen weiß sind. Genauso wenig wie alle Deutschen weiß sind und damit auch nicht alle Leser. Simone Dede Ayiv hat im Tagesspiegel diese Perspektive erst kürzlich sehr deutlich macht.

Afro-Deutsche leben seit mehreren hundert Jahren in Deutschland. Sie wurden damals nicht gefragt, wie sie den verbreiteten Rassismus erleben. Werden sie es heute? Die neunjährige Ishema aus Frankfurt bringt es in ihrem Leserbrief an Die Zeit auf den Punkt. „Stellen sie sich mal vor, sie wären Deutschafrikaner (...) Sie kaufen nichtsahnend ‚Die Zeit‘ (...) und da steht dann, dass das Wort Neger aus den Kinderbüchern gestrichen werden soll und dass das angeblich die Kinderbücher verderben soll. Ihr könnt Euch nicht vorstellen, wie sich das für mich anfühlt, wenn ich das Wort lesen oder

hören muss. Mein Vater ist kein Neger und ich auch nicht.“

Die kleine Ishema hat recht. Schwarze Menschen werden nicht mitgedacht. Warum? Weil sie pauschal als „Afrikaner“ gedacht werden, die Fremden, die Anderen, die angeblich aus der Empfindlichkeits- oder Minderheitenecke rufen? Wer Minderheiten als kränkungsempfindlich abstempelt, übersieht ihr Selbstbewusstsein. Sie haben das N-Wort nie legitimiert. Und wer auf der Reproduktion von rassistischen Stereotypen beharrt, verkennt diese Realität. Kristina Schröder scheint das verstanden zu haben. Hoffentlich erreicht diese Botschaft nun auch den Mainstream.





HADIJA HARUNA

WORTE VERFESTIGEN BILDER...

...UND SPRACHE MACHT RASSISMUS

Eine Handlungs-Anleitung für den kritischen Sprachgebrauch

SPRACHE KONSTRUIERT WIRKLICHKEIT



„BLACKFACING“

- EINE RASSISTISCHE TRADITION
- REPRODUKTION KOLONIALER STEREOTYPE

„RASSEN“ GIBT ES NICHT

ES GEHT UM INSTITUTIONELLEN RASSISMUS

„RACE“ ALS POLITISCHE KATEGORIE

WAS IST „DEUTSCH SEIN?“

„deutschemfeindlich“ ein Begriff aus dem rechten Spektrum

MEDIENDIENST INTEGRATION NEWSLETTER

NUTZEN!



RASSISTISCHES HANDELN + DENKEN GESCHIEHT...

AUCH OHNE ABSICHT!

ABER ICH DOCH NICHT!!

FASZINATION



ABWEHR



ERFINDEN VON WORTEN + BILDERN, UM KOLONIALISMUS ZU RECHTFERTIGEN

FORTFÜHRUNG IM NS



SEI DOCH NICHT SO EMPFINDLICH...

[Z.B.]



N... DARF MAN JA NICHT MEHR, ABER ZIGEUNER KANN ICH DOCH SAGEN...?

NS-WORT

"INDIANER" = RASSISTISCHER BEGRIFF

AM.: "NATIVES"

"ESKIMO" ALTERNATIV: INUIT

PROBLEM: FEHLLENDE BEGRIFFE IM DEUTSCHEN

WICHTIG: HISTORISCHES WISSEN!



EIN WORT IST NICHT NUR EIN WORT

EFFEKT: RE-INSZENIERUNG VON UNTERLEGENHEIT

WARUM WERDEN DIESE BEGRIFFE IMMER WIEDER VERWENDET?

DAS N-WORT Teil deutschen Kulturgutes?



JIM KNOPF

MANDALA → CHINA

Streichen antisemitischer Untertöne

OLIVER TWIST

FAKT: Sprachliche Anpassung hat es schon immer gegeben...

SELBSTGEWÄHLTE BEZEICHNUNGEN FÜR NICHT-WEISSE MENSCHEN

BITTE DIESE VERWENDEN!

WIR KOMMEN NICHT RASSISTISCH ZUR WELT!



HINTERFRAGEN EIGENER VORANNAHMEN

ROLLENTAUSCH: WIE WÄR'S ANDERSRUM?

NICHT ALLE DEUTSCHEN SIND WEISS





Der Wunsch, nicht rassis- tisch zu sein – Selbstbilder in Bildungskontexten

Prof. Dr. Astrid Messerschmidt

Erst in den letzten Jahren ist in der deutschsprachigen Erziehungswissenschaft eine breitere Aufmerksamkeit für die Analyse und Kritik des Rassismus als Problem der gegenwärtigen Gesellschaft und ihrer Bildungsinstitutionen entstanden.

Bereits 1986 sprachen Annita Kalpaka und Nora Räthzel von der „Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein“¹² und stießen eine Debatte darüber an, wie auch diejenigen Rassismus reproduzieren, die beanspruchen, ihn zu bekämpfen. Doch es hat lange gedauert, bis eine breitere bildungswissenschaftliche Diskussion dazu entstanden ist. In den Selbstbildern hiesiger Bildungsinstitutionen ist die Vorstellung verankert, frei von Diskriminierung zu sein, während zugleich spürbar ist, dass strukturelle Barrieren und ausgrenzende Praktiken und Haltungen an Schulen und Universitäten vorzufinden sind. Die Nichtthematisierung von Rassismus stabilisiert die Macht rassistischer Praktiken. Der Begriff wird abgewehrt durch eine Verschiebung in die Vergangenheit und durch eine Auslagerung an gesellschaftliche Ränder, die als extremistisch gekennzeichnet werden, damit die „Mitte“ sich ihnen gegenüber als unproblematisch repräsentieren kann. Der Vortrag diskutiert Praktiken der Abwehr und Relativierung von Rassismus auf dem Hintergrund einer spezifischen gesellschaftlichen Konstellation in den Nachwirkungen des Nationalsozialismus. Der nach 1945 kontinuierlich praktizierte Versuch, die Geschichte der NS-Verbrechen abzuschließen und für vollständig überwunden zu betrachten, hat in der deutschen politischen Kultur ein Selbstbild eigener Fortschrittlichkeit erzeugt. Dadurch fällt es bis heute schwer, Diskriminierung und Rassismus in den demokratischen Institutionen als reales Problem offen zu legen.

Nachwirkungen des Nationalsozialismus in der Gegenwart

Solange der Nationalsozialismus als ganz und gar entfernt und abgeschlossen aufgefasst wird, bleiben die Nachwirkungen ideologischer Muster in der Gegenwart ausgeblendet, so als gäbe es keine Nachgeschichte und keinerlei Weiterwirken von Überzeugungen. Distanzierung lässt Geschichte erstarren und macht sie handhabbar für die Pflege eines unproblematischen gesellschaftlichen Selbstbildes. Diese Distanznahmen betrachte ich weniger als individuelles Problem, sondern sie sind bedingt

12 Annita Kalpaka/Nora Räthzel: *Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein*, Berlin 1986.

in den Selbstbildern einer Demokratie, die sich auch als Antwort auf die Verbrechengeschichte versteht und sich als das ganz Andere im Gegensatz dazu repräsentiert. Zu den Nachwirkungen des Nationalsozialismus gehört neben dem nationalkulturellen und auf Erbschaft gründenden Selbstbild, dass Rassismus als analytische Kategorie zur Untersuchung gesellschaftlicher Segregationsprozesse in der Gegenwart abgewehrt wird, weil man in Deutschland nichts so sehr fürchtet wie die Diagnose, rassistisch zu sein. Diese emotional verankerte Abwehr und Nichtthematisierung betrachte ich als Folge des bereits erwähnten Unschuldbedürfnisses. Der distanzierende Umgang mit dem Nationalsozialismus begünstigt das Schweigen über gegenwärtigen (Alltags-)rassismus. Dieser wird mit dem historisch aufgeladenen Rassismusbegriff als Problem von Diktaturen in die Vergangenheit verlagert oder als Problem des Rechtsextremismus betrachtet, wodurch über Andere gesprochen werden kann und nicht über sich selbst.¹³

Der Rassismusbegriff wird in Deutschland immer wieder auf die nationalsozialistische Judenverfolgung fixiert und erscheint als vergangenes Problem. Zugleich begünstigt dies die Nichtbefassung mit den ideologischen Elementen des Antisemitismus, wenn dieser unter dem nationalsozialistischen Staatsrassismus subsumiert wird. Die Vorstellung, man hätte nach der Demokratisierung die rassistischen und antisemitischen Weltbilder überwunden, steht einer Auseinandersetzung mit alltäglichen Rassismusphänomenen und aktuellen Formen von Antisemitismus im Wege und behindert eine Aufarbeitung der zeitgeschichtlichen Bedeutung von kolonialem Rassismus einerseits und der völkischen Gesellschaftsbilder in der nationalsozialistischen Ideologie andererseits.¹⁴ Für letztere war der Antisemitismus ein tragendes volkspädagogisches Instrument. Die rassistische Strukturierung des Antisemitismus im NS diente der Vermittlung des Vernichtungspro-

13 Vgl. Astrid Messerschmidt (2010): *Distanzierungsmuster. Vier Praktiken im Umgang mit Rassismus*, in: Anne Broden/Paul Mecheril (Hg.), *Rassismus bildet. Bildungswissenschaftliche Beiträge zur Normalisierung und Subjektivierung in der Migrationsgesellschaft*, Bielefeld, S. 41-57.

14 Vgl. Astrid Messerschmidt (2009): *Rassismusanalyse in einer postnationalsozialistischen Gesellschaft*, in: Claus Melter/Paul Mecheril (Hg.), *Rassismuskritik. Bd. 1: Rassismustheorie und -forschung*. Schwalbach/Ts., S. 59-74.

gramms. Neben das Feindbild trat die Vorstellung einer abstammungsbezogenen Reinheit. Die extreme Gewaltgeschichte, die mit der Umsetzung dieses Programms verbunden gewesen ist, erzeugt bis heute Abwehrreaktionen. Die Grausamkeit soll auf Abstand gehalten werden, um das Bild von sich selbst nicht zu beschädigen.



Identitätsordnungen in gesellschaftlichen Selbstbildern

Insbesondere im bundesdeutschen Kontext sowie in Österreich ist die Vorstellung von innerer gesellschaftlicher Homogenität nicht überwunden und lässt Migration immer wieder als Sonderfall erscheinen, die eine imaginäre gemeinschaftliche Übereinstimmung stört und deshalb in Grenzen gehalten werden muss. Die Bundesrepublik Deutschland hat sich erst vor wenigen Jahren politisch dazu bekannt, eine Einwanderungsgesellschaft zu sein.



Erst 2001 wurde das Staatsbürgerschaftsrecht reformiert und von der Ordnung des Blutes gelöst, um in Deutschland geborenen Kindern von Einwandernden zu ermöglichen, Deutsche zu werden. Erst 2014 ist es möglich geworden, die Staatsbürgerschaft zu erwerben, ohne die Staatsbürgerschaft der Eltern ablegen zu müssen. In dieser Verspätung spiegelt sich eine Schwierigkeit im Umgang mit innerer Pluralität. Dies lässt sich auf die in der politischen Kultur des Landes stark verankerte Vorstellung einer nationalen Homogenität zurückführen. Das Selbstbild eines ethnisch und kulturell homogenen ‚Wir‘ ist bis heute im kollektiven Gedächtnis in Deutschland stark verankert. Dieses Wir-Bild stellt eine nationale Gemeinschaft her und wehrt neue Zugehörigkeiten ab. Deutsche können dabei weder Schwarze, noch Sinti, noch Muslime, noch Juden sein, ohne gefragt zu werden, woher sie ‚eigentlich‘ kommen.

Die Langlebigkeit dieses Selbstbildes geht sowohl auf den Nationalismus des 19. Jahrhunderts zurück als auch auf die nationalsozialistische Politik der ‚Volksgemeinschaft‘, die eine rassistische Ordnung abstammungsbezogener nationaler Zugehörigkeit verankert hat. Dass dies möglich war und auf breite Zustimmung gestoßen ist, weist darauf hin, dass der NS an ein bereits verankertes rassistisches Selbstbild anknüpfen konnte, das durch den Antisemitismus gestärkt und vertieft worden ist. Auf vielen Ebenen des politischen Diskurses und des Alltagslebens wirkt sich die Vorstellung einer auf Verwandtschaft gründenden nationalen Identität bis heute gesellschaftlich aus, weshalb ich von einer „postnational-sozialistischen Gesellschaft“ spreche.

Da Rassismus eine ausgesprochen „flexible Ressource“¹⁵ darstellt, die immer wieder modernisiert und an die jeweiligen Bedürfnisse nach Abgrenzung und Abwertung angepasst wird, können auch jenseits phänotypisierter Muster, die Zugehörigkeit körperlichen Merkmalen festmachen, rassistische Praktiken zur Anwendung kommen. Neben Kultur ist in der Pädagogik die Sprache zu einem Aufhänger für abwertendes Sprechen über Migrant_innen geworden. Dabei erscheint das Beherrschen der deutschen Sprache als ausschließliches Kriterium für eine akzeptierte Existenz in Schule und Gesellschaft. Ein

¹⁵ Karin Scherschel (2006): *Rassismus als flexible symbolische Ressource. Eine Studie über rassistische Argumentationsfiguren*, Bielefeld.

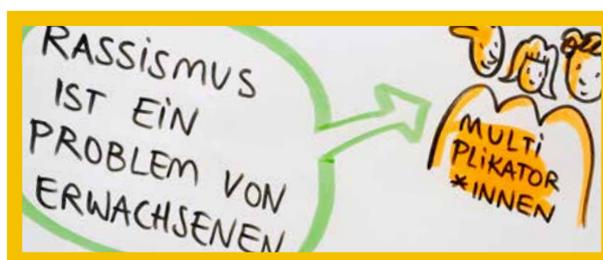
„(Neo-)Linguizismus“¹⁶ wird angewendet (Dirim 2010), der bestimmte Sprachen ablehnt, benachteiligt und sogar verbietet, um eine deutsche Einsprachigkeit durchzusetzen. Die Verkehrssprache wird zur Norm für Zugehörigkeit, während viele mehrsprachig Sozialisierte die Erfahrung machen, trotz perfektem Deutsch als „Andere“ adressiert zu werden, wenn der Name nicht deutsch erscheint oder der Akzent oder das Aussehen eine andere Verwandtschaft verraten. Pädagogisch Handelnde benötigen ein Bewusstsein für die Funktionen derartiger sprachlich-kultureller Besetzungen des gesellschaftlichen Innenraums. Es handelt sich hier nicht um Ansprüche an Integration und nicht einmal um eine Assimilationsforderung, sondern um eine national-identitäre Praxis, die Mehrsprachigkeit und jede andere Form innergesellschaftlicher Pluralität systematisch ausschließt und die Wirklichkeit von Migrationsgesellschaften verfehlt.



Soll Alltagsrassismus betrachtet werden, anstatt Rassismus mit Rechtsextremismus zu identifizieren und ihn somit als Ausnahmeerscheinung zu repräsentieren, dann müssen diejenigen in den Blick rücken, die den Alltag maßgeblich bestimmen, und das sind Erwachsene.

Zwar wird immer wieder von pädagogischer Seite darauf hin gewiesen, dass Rechtsextremismus kein Jugendproblem sei, doch richten sich die Maßnahmen zumeist an Jugendliche. Das pädagogische Selbstbild einer adäquaten Wertevermittlung an Heranwachsende wird implizit bestätigt, wenn Erwachsenenbildung in diesem Feld vernachlässigt wird. Die Pädagogik selbst erscheint dabei als

Repräsentantin einer demokratisch gefestigten und deshalb unproblematischen Gesellschaft, die ihre Jugend auf den richtigen Weg führen kann. Wenn aber „Rassismus bildet“, wie ein Buchtitel von Anne Broden und Paul Mecheril lautet¹⁷, und wenn Bildung selbst Rassismus reproduziert, dann können diejenigen, die das Bildungssystem bereits durchlaufen haben, nicht per se die adäquaten Vermittler_innen gegen Rechtsextremismus sein. Sie benötigen zunächst selbst einen Raum der Reflexion, um etwas zu verlernen oder umzulernen und angelegte Prinzipien zumindest in Frage stellen zu können. Normalisierte Ungleichwertigkeiten und damit verbundene Ausgrenzungen fallen weniger auf als spektakuläre Gewalttaten, aber sie sind nicht weniger folgenreich.¹⁸



16 Inci Dirim (2010): „Wenn man mit Akzent spricht, denken die Leute, dass man auch mit Akzent denkt oder so.“ Zur Frage des (Neo-)Linguizismus in den Diskursen über die Sprache(n) der Migrationsgesellschaft. In: Paul Mecheril et al. (Hg.): Spannungsverhältnisse. Assimilationsdiskurse und interkulturell-pädagogische Forschung, Münster, S. 91-114.

17 Anne Broden/Paul Mecheril (Hg.) (2010): Rassismus bildet. Bildungswissenschaftliche Beiträge zur Normalisierung und Subjektivierung in der Migrationsgesellschaft, Bielefeld.

18 Andreas Zick/Anna Klein (2014): Fragile Mitte – Feindselige Zustände. Rechtsextreme Einstellungen in Deutschland 2014, Bonn.



Geschichtsbeziehungen in der Auseinandersetzung mit Rassismus

Bis heute fällt es besonders schwer zu realisieren, dass es Rassismus in der bundesdeutschen Gesellschaft heute alltäglich gibt, wenn auch nicht als programmatischen Staatsrassismus, sondern in Form normalisierter institutioneller Routinen, die gesellschaftliche Zugehörigkeiten nach Abstammungskriterien, Aussehen, Sprache und kultureller Zuschreibung ordnen. Der distanzierende Umgang mit dem NS blockiert oftmals eine Reflexion des gegenwärtigen Rassismus in der Demokratie. Umgekehrt verzerrt eine Gleichsetzung gegenwärtiger alltagsrassistischer Praktiken mit dem NS-Rassismus die zeitgeschichtliche Analyse und Kritik der Politik der Volksgemeinschaft.

Sowohl Rassismus wie Antisemitismus funktionieren produzieren Gegenbilder und Feindbilder. Zentral ist für beide eine kulturell/national/abstammungslogisch fundierte Abgrenzung gegen eine nicht zum gesellschaftlichen Wir gehörende und dadurch erst als Gruppe konstituierte Gruppe. Die Kategorien, an denen die Abgrenzungslinien zwischen einem erwünschten Wir und einem imaginierten kollektiven Anderen festgemacht werden, dienen dabei stets der Problematisierung dieses Anderen und schließen die Selbstreflexion systematisch aus. Der Alltagsrassismus funktioniert vorwiegend in Form der Abwertung einer fremd gemachten und dadurch erst als Gruppe konstruierten Gruppe. Der alltägliche Antisemitismus funktioniert vorwiegend durch die Konstruktion eines Feindbildes, das Juden als überlegene Gruppe konstruiert. Genauso wie im Alltagsrassismus werden Juden dabei fremd gemacht und als homogene Gruppe repräsentiert. Gleichsetzungen von Rassismus und Antisemitismus verkennen die

unterschiedlichen systematischen Besetzungen der Gegenbilder und die historischen Grundstrukturen. Der Antisemitismus hat eine lange Vorgeschichte des religiös besetzten Antijudaismus, bevor er zu einem „nationalen Antisemitismus“¹⁹ mit antimodernen Vorzeichen wurde und im 20. Jahrhundert als rassifizierter, völkischer Antisemitismus eingesetzt und übernommen worden ist. Die Geschichte des Rassismus geht auf die kolonialen Eroberungen zurück und ist verankert in den europäischen Gegenbildern von den eroberten Bevölkerungen. Zu seiner historischen Grundstruktur gehört die defizitäre Positionierung der nicht-europäischen und nicht-weißen Anderen.²⁰

Bei dem Versuch, Rassismus nicht mehr als skandalöse Ausnahmeerscheinung zu betrachten, sondern als Struktur im gegenwärtigen Alltag, kommt es häufig zu Abwehrreaktionen, die selbst zum Gegenstand der Reflexion zu machen sind. Das Muster der Zurückweisung angeblich ungerechtfertigter Bezeichnungen hat dabei auch eine spezifisch deutsche oder besser eine spezifisch postnationalsozialistische Komponente, wenn es auftritt mit dem Hinweis, man werde andauernd für etwas beschuldigt, das man gar nicht begangen habe.



Erfahrungen in der generativen Beziehung zum Nationalsozialismus klingen darin an. Die Genealogie einer Täternachfolge wird angesetzt zur Imagination eigenen Opferseins. Das Thema Schuld wird aufgerufen, ohne konkret beschuldigt worden zu sein für Verbrechen, die zwei Generatio-

¹⁹ Klaus Holz (2001): *Nationaler Antisemitismus. Wissenssoziologie einer Weltanschauung*, Hamburg.

²⁰ Wulf D. Hund (2006): *Negative Vergesellschaftung. Dimensionen der Rassismusanalyse*, Münster.

nen vorher begangen worden sind. Dabei wird die Beschädigung nationaler Identität angeprangert und die Sehnsucht nach einem unbeschädigten nationalen Selbstbild legitimiert.

Rassismuskritische Bewusstseinsbildung

Ein immanentes, selbstreflexives Verständnis von Kritik kennzeichnet eine anspruchsvolle rassismuskritische Pädagogik. Im Alltag wird unter Kritik meistens eine nach außen gerichtete Problematisierung von Verhaltensweisen und Ausdrucksformen verstanden. Dabei changiert der Kritikbegriff zwischen Negation und Immanenz. Im Modus der Negationen werden Analysen von Missständen durchgeführt und herrschaftsförmigen Praktiken benannt, um sie zu bekämpfen. Immanente Kritik fordert demgegenüber die Kritiker_innen selbst heraus, sich damit auseinander zu setzen, dass auch ihre eigenen Theorien und Praxen verstrickt sind in die Dynamiken, die sie kritisieren. In diesem Sinne ist das Konzept einer rassismuskritischen Bildung als selbstkritischer Anspruch zu verstehen. Verknüpft wird darin das Engagement gegen den unthematisierten und zugleich normalisierten Alltagsrassismus mit der Selbstreflexion derer, die sich gegen denselben engagieren. Dabei wird der Rassismusbegriff als ein analytischer Begriff für die Untersuchung abstammungs- und herkunftsthematisierender Ungleichwertigkeitsvorstellungen verstanden. Es handelt sich hier nicht um ein individuelles Vorurteil, sondern um eine Denkweise und Praxis, die systematisch Zugehörigkeitsordnungen strukturiert und die Art und Weise steuert, wie Nichtzugehörigkeiten in der Migrationsgesellschaft wahrgenommen und angeordnet werden.

Solange pädagogische Institutionen unproblematische Selbstbilder pflegen, wird eine rassismuskritische Professionalisierung in Bildungskontexten ausgebremst. Sie stößt auf eine verweigerte Auseinandersetzung mit dem vorhandenen Alltagsrassis-

mus in den Bildungsinstitutionen selbst. Nichts fürchten Pädagog_innen mehr, als dass ihnen Diskriminierungen, geschweige denn Rassismus bescheinigt werden. Schon der Begriff der Diskriminierung wird zurück gewiesen, und Rassismus steht als ein Schreckenswort da, auratisch und nicht verwandt mit einem selbst. Die Auseinandersetzung wird durch zwei Strategien zurück gewiesen, die ich als postnationalsozialistische Praktiken kennzeichnen möchte: die Verlagerung in eine abgeschlossene Vergangenheit und die Wahrnehmung von Rassismus als etwas Randständigem, das von extremistischen Kreisen praktiziert wird.



Diese starke Abwehr und Nichtthematisierung betrachte ich als Folge des „Wunsch(es), unschuldig zu sein“,²¹ den Christian Schneider in der zweiten Generation nach 1945 diagnostiziert und der offensichtlich weiter vermittelt worden ist. Dieser Wunsch wird übertragen auf aktuelle Thematisierungen von Alltagsrassismus in der deutschen Migrationsgesellschaft. Bis heute fällt es schwer, Rassismus als hegemoniale Praxis gerade in Bildungsinstitutionen anzuerkennen. Spontane

²¹ Christian Schneider (2010): Besichtigung eines ideologisierten Affekts: Trauer als zentrale Metapher deutscher Erinnerungspolitik, in: Ulrike Jureit/Christian Schneider: *Gefühlte Opfer. Illusionen der Vergangenheitsbewältigung*, Stuttgart, S. 105-212, hier: S.122.



Abwehr und Empörung über die als Zumutung empfundene Unterstellung, in der eigenen Schule oder Hochschule gäbe es das, stellen sich bei Lehrkräften ein.²² In der Bildungsarbeit kommt es deshalb darauf an, eine Unterscheidung zwischen Staats- bzw. Verfolgungsrassismus und dem gegenwärtigen Alltagsrassismus in der Demokratie vorzunehmen, um überhaupt darüber sprechen zu können. Die ideologischen Grundmuster, die es möglich gemacht haben, Rassismus zum Grundprinzip eines Staatswesens zu machen, sind mit dem Verschwinden dieses Staatswesens nicht auch verschwunden. Sie wirken in den nationalen Zugehörigkeitsvorstellungen nach, oft bleiben sie verdeckt und immer wieder treten sie an die Oberfläche.

Der distanzierende Umgang mit dem Nationalsozialismus, der alles damit Verbundene stets auf Abstand hält, begünstigt das Schweigen über Rassismus. Rassismuskritik betont dagegen die allgemeine und deshalb auch die Kritiker_innen betreffende Einbindung in den gesellschaftlich verankerten Alltagsrassismus.²³ Die von Paul Mecheril angedeuteten „Wege aus dem Rassismus“²⁴ werden in rassismuskritischer Perspektive zu Wegen *im* Rassismus, Bewegungen von Kritik *innerhalb* rassistischer Hegemonien. Der rassismuskritische Bildungsansatz betont das eigene Involviertsein in rassistische Denkmuster und Praktiken. Das Problem des alltäglichen und normalisierten Rassismus geht alle an. Dass es sich um ein allgemeines Problem handelt, kommt langsam auch zumindest in Teilen einer kritischen Öffentlichkeit an.

Die Notwendigkeit, institutionellen Alltagsrassismus zu benennen und zu problematisieren, hat sich insbesondere im Zusammenhang der verspäteten Aufdeckung und der nach wie vor lückenhaften Aufklärung der NSU-Mordserie gezeigt.²⁵ Der

22 Vgl. Thomas Quehl (2009): Rassismuskritik auf dem Weg in die Schule, in: Wiebke Scharathow/Rudolf Leiprecht (Hg.): Rassismuskritik Band 2: Rassismuskritische Bildungsarbeit, Schwalbach/Ts., S. 226-243.

23 Vgl. Paul Mecheril (2007): Die Normalität des Rassismus. In: Überblick. Zeitschrift des Informations- und Dokumentationszentrums für Antirassismusbildung in Nordrhein-Westfalen, 13. Jg., Heft 2/2007, S. 3-9.

24 Paul Mecheril (2004): Einführung in die Migrationspädagogik, Weinheim, S. 176ff.



Nationalsozialistische Untergrund (NSU) hat seine Opfer nach rassistischen Kriterien ausgewählt und ermordet. Die Ermordeten entstammen der Mitte der bundesdeutschen Gesellschaft, sie waren Kleingewerbetreibende, Geschäftsleute und eben

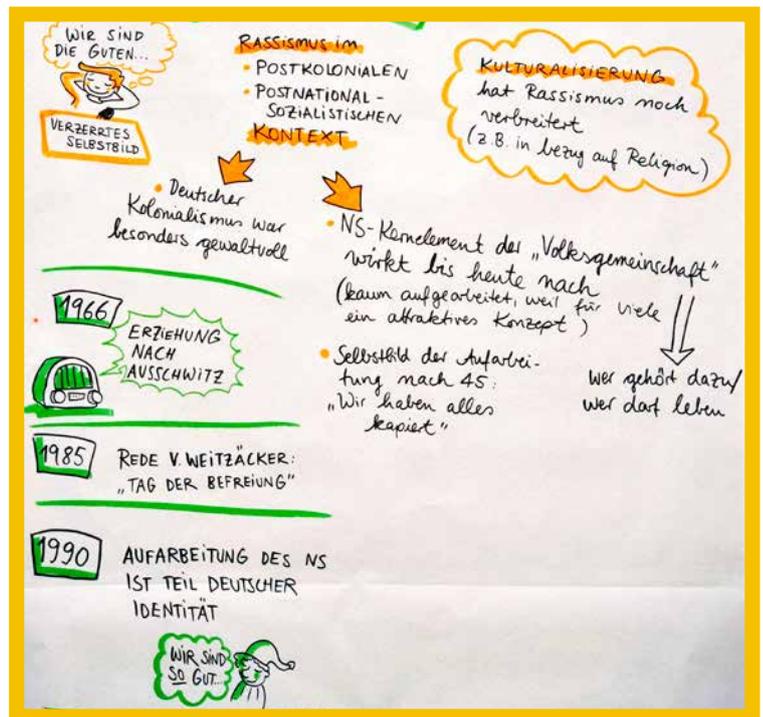
25 Die Mitglieder des Netzwerkes ‚Nationalsozialistischer Untergrund‘ (NSU) haben in den Jahren 2000 bis 2006 aus rassistischen Motiven Enver Şimşek, Abdurrahim Özüdoğru, Süleyman Taşköprü, Habil Kılıç, Mehmet Turgut, İsmail Yaşar, Theodoros Boulgarides, Mehmet Kubaşık und Halit Yozgat ermordet. In der Kölner Keuppstraße verübten sie ein Nagelbomben-Attentat, in Nürnberg und Köln überlebten bei zwei weiteren NSU-Sprengstoffanschlägen zwei Migrant_innen nur knapp. In Baden-Württemberg wurde 2007 die Polizistin Michèle Kiesewetter vom NSU ermordet. Erst im November 2011 enttarnte sich der NSU selbst, von einer Aufdeckung durch polizeiliche Ermittlungen kann keine Rede sein.

Bürger, wenn auch nicht mit deutscher Staatsbürgerschaft. Da sie aber als „Türken“ und „Griechen“ und damit als „Fremde“ betrachtet worden sind, war es auch für die Akteur_innen des NSU naheliegend, sich dieser fremd machenden Kategorisierungen zu bedienen. Die Stephen-Lawrence-Kommission, die den rassistischen Mord an dem afrobritischen Teenager Stephen Lawrence und die rassistisch belasteten polizeilichen Ermittlungen in Großbritannien untersuchte, definierte institutionellen Rassismus „als kollektives Versagen einer Behörde bzw. Institution“ bei der Bereitstellung adäquater und professioneller Dienstleistungen aufgrund der Einordnung von Hautfarbe, kultureller oder ethnischer Herkunft.²⁶

Institutioneller Rassismus wurde im Fall der NSU-Ermittlungen in vielfältiger Weise sichtbar. Landes- und Bundespolizei, Staatsanwaltschaften und Verfassungsschutzbehörden sowie Innenministerien haben so gut wie ausschließlich im Umfeld der neun Opferfamilien mit Migrationsgeschichte recherchiert und andere Spuren in Richtung von Täter_innen ohne Migrationsgeschichte systematisch und in unzulässiger Weise ausgeblendet. Weil die rassistischen Motive der Täter_innen von Beginn der Mordserie ausgeschlossen wurden, sind Spuren nicht verfolgt worden und weitere Morde konnten verübt werden.



Großbritannien hat gezeigt, dass es möglich ist, institutionellen Rassismus wirksam zu thematisieren und zu bekämpfen. Der rassistische Mord an dem schwarzen Schüler Stephen Lawrence im Jahr 1993 wurde in ähnlicher Weise von Polizei und Strafverfolgungsbehörden behandelt, wie die NSU-Morde in Deutschland. Auf öffentlichen Druck



wurde 1997 eine Untersuchungskommission unter Sir William Macpherson eingerichtet, die 1999 zu dem Schluss kam, dass es sich bei den Ermittlungen der Metropolitan Police um institutionalisierten Rassismus handelte. Die daraus erfolgten Ermittlungsfehler führten dazu, dass die Täter erst nach 18 Jahren überführt werden konnten. Die Beteiligten erkannten in dem Bericht der Stephen Lawrence Kommission „einen der wichtigsten Momente der modernen Rechtsprechung in Großbritannien“. In der Folge gelang es, über eine Reform von polizeilichen Abläufen und durch weitere strukturelle Veränderungen wirksame Gegenmaßnahmen zu etablieren. Welche Folgen etablierte rassistische Zugehörigkeitsordnungen nach sich ziehen können, hat sich auf brutale Weise im Kontext der NSU-Mordserie und der fehlgeleiteten Ermittlungen gezeigt. Hier wird deutlich, dass Denkmuster und Sprechpraktiken, in denen Rassismus normalisiert ist, ganz konkrete Folgen haben.

.....
 26 Vgl. den Aufruf: „Gegen institutionellen Rassismus! Pädagog_innen für eine vollständige Aufklärung des NSU-Komplexes“, initiiert vom Netzwerk Rassismuskritische Migrationspädagogik in Baden Württemberg <http://www-rassismuskritik-bw.de>

RASSISMUS IN DER DEUTSCHEN MIGRATIONSGESELLSCHAFT THEMATISIEREN

2

WO KOMMST
DU DENN HER?

INTEGRIERT
EUCH

PARADOXER
UMGANG MIT
MIGRANT_INNEN

• OBSESSION:
DEUTSCHE
SPRACHE

NORMALISIERTER
ALLTAGSRASSISMUS

• ENTNENNUNG
VON RASSISMUS:

Ausländer-
Referat

Interkultur-
Referat

Vielfalts-
Referat

DISTANZIERUNGSMUSTER

- SKANDALISIERUNG
- „RECHTS EXTREMISMUS“
- KULTURALISIERUNG
- „DAS WAR EINMAL“

ICH NICHT,
ABER DIE
RECHTEN!



DAS PROBLEM IST
HIER & JETZT!

„MIGRATIONS-
PÄDAGOGIK“
MIGRATION ALS
GESELLSCHAFTLICHE
WIRKLICHKEIT
ANERKENNEN



POSTKOLONIALER RASSISMUS

• AMNESIE GGÜ. DEUTSCHER
GESCHICHTE

WAR DA
WAS?



• NÜTZLICHKEITS-LOGIK
ALS LEGITIMATION ZUR
AUSGRENZUNG

ROMÄNISCHE
PFLEGERIN:
NÜTZLICH

ROMÄNISCHE
ROMA:
NICHT
NÜTZLICH

• LEGITIMATION DER SUCHE
NACH BESSEREM LEBEN
NICHT ANERKENNEN



RASSISMUSKRITISCHE BILDUNGSARBEIT

• ALLE, DIE IN DER BRD LEBEN, SIND FÜR DEN UMGANG MIT NS VERANTWORTLICH



• ABWEHR GGÜ ANTISEMITISMUS
ANTIMUSLIMISCHEM RASSISMUS
ANTI ZIGANISMUS



• EIGENES INVOLVIERTSEIN IN MACHTVERHÄLTNISSE WAHRNEHMEN UND ANSPRECHEN



GAR NICHT DRAN GEDACHT...

SUPER: SELBST-REFLEXION

RASSISMUS IST EIN PROBLEM VON ERWACHSENEN



AKTUELLE EREIGNISSE EINORDNEN



BSP. NSU-KOMPLEX

POSTKOLONIALISMUS: ES GEHT UM DIE NACHWIRKUNGEN DES KOLONIALISMUS

Z.B. "PERFECTE KÖRPER"

Z.B. STERBEHILFE-DISKURS

"ALLTAGSRASSISMUS" EIN VERHÄRMLOSENDER BEGRIFF

JEDOCHE WICHTIG: ABGRENZUNG ZU VERFOLGUNGSRASSISMUS (ZB. APARTHEID, NS)

EUGENISCHES DENKEN taucht auf verschlungenen Wegen wieder auf...

WIR KÖNNEN HEUTE "NEIN" SAGEN

ABER GENAU DAS TUT DIE EU AN IHREN GRENZEN!

SPRECHEN IST TUN!



Zu den Referentinnen

Hadija Haruna

Hadija Haruna ist Dipl. Politologin und lebt und arbeitet als Autorin und Redakteurin in Frankfurt am Main. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Jugend und Soziales, Migration und Rassismusforschung. Ihre Redakteur Ausbildung hat Sie an der Berliner Journalistenschule absolviert. Derzeit arbeitet Sie als Redakteurin für die junge Welle des Hessischen Rundfunks. Außerdem schreibt sie u.a für den Tagesspiegel, die Zeit und das Fluter Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung.

Dr. Eske Wollrad

Dr. Wollrad ist evangelische Theologin und arbeitet zu Rassismus, Weißsein und Postkolonialismus. Sie hat in Göttingen, Berlin und New York studiert und zu afro-amerikanischer feministischer Theologie promoviert. Sie ist außerdem Geschäftsführerin der Evangelischen Frauen in Deutschland e.V. (EFID).

Prof. Dr. Astrid Messerschmidt

Prof. Dr. Messerschmidt ist Erziehungswissenschaftlerin und Erwachsenenbildnerin. Sie hat 2002 in Pädagogik promoviert und 2009 habilitiert. U.A. hat sie Lehraufträge und Gastprofessuren in Flensburg und Wien, und sie ist seit 2009 Professorin für interkulturelle Pädagogik/Lebenslange Bildung an der Pädagogischen Hochschule in Karlsruhe. Ihre Lehr- und Forschungsschwerpunkte sind: Bildung in der Migrationsgesellschaft, zeitgeschichtliche Erinnerungsprozesse in den Nachwirkungen des Nationalsozialismus, diskriminierungskritische und diversity-reflexive Bildungskonzepte, kritische Bildungstheorie, pädagogische Geschlechterforschung.

Ka Schmitz

Ka Schmitz ist Dipl. Kommunikationsdesignerin, Künstlerin, Kunstvermittlerin und arbeitet als Illustratorin.



Aynur Tönjes,
Moderatorin der Fachtagung

Impressum

Herausgeber:

Diakonie Düsseldorf
Sachgebiet Integration, Migration und Flucht
Leitung Daniela Bröhl

Sonnenstraße 14
40227 Düsseldorf

Tel. 0211 601 26 88
Fax 0211 601 27 39

Gestaltung:

Pauline Denecke

2. Auflage



so das wird man ja wohl noch sagen dürfen solange ich nicht davon betroffen bin ist es mir egal normal finde ich das nicht das sagt man doch so man muss nicht alles auf die Goldwaage legen warum darf ich das auf einmal nicht mehr sagen eigentlich habe ich ja nichts dagegen du weisst doch wie ich das meine das habe ich doch nicht so gemeint das ist bei denen doch so das wird man ja wohl noch sagen dürfen solange ich nicht davon betroffen bin ist es mir egal normal finde ich das nicht das sagt man doch so man muss nicht alles auf die Goldwaage legen warum darf ich das auf einmal nicht mehr sagen eigentlich habe ich ja nichts dagegen du weisst doch wie ich das meine das habe ich doch nicht so gemeint das ist bei denen doch so das wird man ja wohl noch sagen dürfen solange ich nicht davon betroffen bin ist es mir egal normal finde ich das nicht das sagt man doch so man muss nicht alles auf die Goldwaage legen warum darf ich das auf einmal nicht mehr sagen eigentlich habe ich ja nichts dagegen du weisst doch wie ich das meine das habe ich doch nicht so gemeint das ist bei denen doch so das wird man ja wohl noch sagen dürfen solange ich nicht davon betroffen bin ist es mir egal normal finde ich das nicht das sagt man doch so man muss nicht alles auf die Goldwaage legen warum darf ich das auf einmal nicht mehr

